

DIE FACKEL

Nr. 277—78

31. MÄRZ 1909

X. JAHR

KARL KRAUS ¹

Zum zehnten Jahrestag des Erscheinens der 'Fackel' (1899—1909).

Von Robert Scheu

Die Persönlichkeit eines Menschen ist ein fester Bezirk, eine eiserne Schranke, Über deren Peripherie kein noch so heißes Bemühen, kein Flug der Begeisterung keine Investition von Bildung und Erfahrung hinausführt. Eine Persönlichkeit »entpuppt« sich, aber sie entsteht nicht. An dieser meiner axiomatischen Überzeugung könnte ich irre werden, wenn ich mir die Entwicklung *Karl Kraus'* vergegenwärtige. Wer hätte damals, vor etwa fünfzehn Jahren, in dem vergnügt dreinblickenden blonden Knabekopf diese vulkanische Persönlichkeit mit ihren Leidensmöglichkeiten, die verzehrende Flamme, den unersättlichen Vernichtungstrieb, die leidenschaftliche Geistigkeit ahnen dürfen? Ist das wirklich derselbe Mensch? Hat er schon damals gelitten, als er noch im vertrautesten Umgang mit jenen Menschen stand, welche ihn später zu solchen Visionen des Hasses inspirierten? Er schien sich zu jener Zeit recht behaglich zu fühlen, während er sich — wahrscheinlich instinktiv — an seinen künftigen Opfern nährte. Und doch hat er später Proben eines überraschenden Gedächtnisses gegeben, welche die Annahme einer naiven Hingabe an seinen damaligen Verkehr nicht gut zulassen. Hat er etwa die Musik zu dem Text erst später gemacht oder Unbewußtes nachträglich analysiert? Es gibt Naturen, welche naiv erleben und hinterher von analytischen Dramen geschüttelt werden. Problem der »Rache«. Er schrieb schon damals witzige Wochenübersichten und Plaudereien und auffallend treffende literarische Kritiken, die ein bemerkenswertes Arsenal von Geschossen, aber keinen Hauptgedanken erraten ließen und übrigens alle Welt amüsierten

Er rüstete, das war klar, aber gegen wen? Plötzlich — die Kralle — »Demolierte Literatur«, Man sah auf. Ein Glutregen von Bosheiten und zum erstenmal Profil. Zwar noch immer der Witz Jahresregent, aber er fängt an, etwas zu sagen. Große Spannung. Dieser Mensch wird vielleicht noch ein Schicksal ...

Und es kam — — Eines Tages, soweit das Auge reicht, alles — rot. Einen solchen Tag hat Wien nicht wieder erlebt. War das ein Geraune, ein Geflüster, ein Hautrieseln! Auf den Straßen, auf der Tramway, im Stadtpark, alle Menschen lesend aus einem roten Heft ... Es war narrenhaft. Das Broschürchen, ursprünglich bestimmt, in einigen hundert Exemplaren in die Provinz zu flattern, mußte in wenigen Tagen in Zehntausenden von Exemplaren nachgedruckt werden. Und dieses ganze Heft, mit Pointen so dicht besät, daß man es, wie die 'Arbeiter—Zeitung' sagte, behutsam lesen mußte, um keine der blitzenden Perlen zu verlieren, war von *einem* Menschen geschrieben.

In dieser ersten Nummer war der ganze Akkord schon angeschlagen: Bekämpfung der Cliques, der Nonvaleurs, der nahen, lebendigen Tyrannen an

1 Dieser Aufsatz steht hier auch als separate Ausgabe zur Verfügung.

Stelle der so beliebten Zeitungspolemik gegen abstrakte oder wehrlose Gegner. »Greifen Sie den Ackerbauminister an!« hatte der Herausgeber der 'Wage', seinem kriegslustigen Mitarbeiter ins Ohr geraunt. Von dem war keine Revanche zu befürchten und es machte sich doch riesig tapfer. Karl Kraus wählte sich einen gefährlicheren Gegner: die 'Neue Freie Presse', der er mit einer beispiellosen Vehemenz an den Leib fuhr. Es war wie im Russisch—Japanischen Krieg: schon die Kriegserklärung sprengte die großen Schlachtschiffe in die Luft.

Eine einzige Frage schwirrte damals durch Wien: wird er noch einmal in seinem Leben fünfzig Zeilen schreiben können oder wird er jetzt erschöpft zusammenbrechen? Waren es die Zinsen oder das Kapital? Es waren die Zinseszinsen. Wirklich erschien dreimal im Monat, nunmehr ein volles Jahrzehnt, das rote Ungetüm, allemal ein Gegenstand fieberhafter Neugierde. Die 'Fackel' bestritt eine Zeitlang das ganze Geistesleben. Sie verdunkelte Theater, Politik und Literatur, sie war selbst Alles in Allem. Wen wird es morgen treffen? war die ständige Frage in der Zeit dieser gedruckten Schreckensherrschaft. Die 'Fackel' gehörte zum Straßenbild. Drollig war es, die jeweils gewürdigten Personen auf der Tramway oder verstohlen unter einem Haustor in das Blatt vertieft zu treffen, wo sie, ziemlich »angegriffen« aussehend, sich dem ungestörten Genuß ihrer Charakterisierung hingaben. Der Hofrat, der mit der 'Fackel' in der Tasche kokettierte, wurde eine Figur. Man grüßte damals: »wie stehen Sie mit Kraus?« Ein ziemlich wenig beachteter ganz unbedeutender Literat vertraute mir gelegentlich an, er gewärtige Tag für Tag in der 'Fackel' seine »Vernichtung«. Der Ärmste wußte nicht, daß er nie etwas anderes als »vernichtet« war. Aber in der Tat, es gibt eine Reihe von Leuten, welche erst durch einen Angriff in der 'Fackel' der Öffentlichkeit bekannt und im Verhältnis zu ihrem bisherigen Schattendasein berühmt wurden. Bei vielen wurde der Schmerz, in der 'Fackel' havariert worden zu sein, durch das Vergnügen gemildert, daß es einem guten Freund nicht besser erging, Es lohnte sich fast, einmal hingerichtet zu werden, wenn man um diesen Preis der Zuschauer vieler anderer Exekutionen wurde. Manche Existenz, manche Reputation wurde durch einen einzigen Federstrich von Kraus, manchmal durch einen Relativsatz, abgesetzt. Leute, die bis dahin prinzipiell Gedrucktes nicht kauften, holten sich aus der 'Fackel' ihre Bildung.

Andererseits wuchs eine Generation auf, eine ganz eigene Rasse, welche die 'Fackel' statt als Medizin als Nahrung zu sich nahm. Junge Leute hatten ihre »Fackelzeit« so gut wie ihre »Burgtheaterzeit«. Sie kombinierten womöglich. Auf der Galerie des Burgtheaters sah man die lockigen Jungen, vor dem Aufgehen des Vorhanges in diese Lektüre vertieft. Im Gymnasium verschaffte es Ansehen bei den Mitschülern und Mißtrauen bei den Professoren, wenn man in diesem Verdachte stand.

Kein Zweifel, einen großen Anteil an dem wunderbaren Erfolg der 'Fackel' hatte — außerdem, daß sie dem Leser einen Rausch der geistigen Überlegenheit verschaffte und fabelhaft lustig zu lesen war — die Befriedigung, welche sie der *Grausamkeit* gewährte. Kraus hatte damals noch eine fröhliche gesunde Grausamkeit, die er später verlor, oder richtiger, gegen sich selber kehrte, vergeistigte. Seltsames Schicksal! In jener Periode, da er vorwiegend Gesellschaftskritik betrieb, war es das den Lesern bereitete formelle Vergnügen, welches von dem hohen *sachlichen* Wert seines Kampfes ablenkte; damals erdrückte die Form den Stoff. In seiner späteren Periode, wo er immer mehr den künstlerischen und geistigen Gehalt aus den Erscheinungen abzieht und ihm die Form wirklich heilig wird, vergißt man umgekehrt über dem Stoff den Schriftsteller. So wird er beide Male nicht so verstanden, wie er es bean-

spruchen darf. Für das zweite Mißverständnis ist allerdings das Publikum weniger verantwortlich, da es einmal gewohnt war, in der 'Fackel' einen bestimmten Inhalt zu suchen.

Die Gemütsunterlage des Fackelerfolges bei ihrem Erscheinen war die aufgespeicherte Opposition gegen die 'Neue Freie Presse', welche Kraus erst ins volle Bewußtsein rückte. Tiefe Psychologen haben gemeint, Kraus habe seine ganze Ranküne gegen dieses Blatt daraus geschöpft, daß er nicht als Redakteur engagiert worden sei. Es ist das jene Gattung Menschen, welche als Historiker den Ausbruch eines Krieges auf ein unterlassenes Trinkgeld zurückführen. Nach Ansicht dieser Köpfe kann man Todfeinde durch ein rechtzeitiges Buckerl beschwichtigen und zu lebenslänglichen Freunden umwandeln. Ziemlich allgemein glaubt man einem Menschen etwas Herabsetzendes nachzusagen, wenn man erzählt, er sei da und dort abgelehnt worden, wo er sich um Aufnahme in einen Kreis beworben hat. Als ob es nicht tausendmal lebendiger für den Charakter und die Persönlichkeit eines Menschen zeugte, wenn die anderen ihn als nicht zugehörig erkennen, als ob das, was uns geschieht, nicht erst recht unsere tiefste Wirkung und eigentliche Tat wäre. In der Einschätzung, die wir uns selbst geben, zeigt sich bestenfalls die Perspektive, in der wir uns erscheinen: diese kann auch eine Unterschätzung enthalten. In der Stellung, welche die andern zu uns einnehmen, liegt aber zumindest Instinkt und sie erweisen uns manchmal die Ehre, uns für ihre Gemeinschaft zu gut zu finden. Abgesehen davon hat sich die Sache gar nie zugetragen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Karl Kraus habe die 'Neue Freie Presse' erst entdeckt. Lange nach Kraus haben andere, welche mit Ignorierung des Preßproblems politische, kulturelle und künstlerische Aufgaben verfolgten, erkannt, daß es ohne Preßreform überhaupt keine Reform gibt, weil die Presse immer die Macht besitzt, die Aufmerksamkeit nach Gefallen zu dirigieren, die führenden Personen kalt zu stellen, und dort, wo sie schon nicht die Kinder vertauschen kann, wenigstens falsche Erzeuger zu unterschieben. Der Effekt ist der nämliche: Vater und Kind sind getrennt, und erkennen sich vielleicht niemals wieder. Andererseits kann sich trotz des furchtbarsten Mißbrauchs, zu dem die Preßmacht gelegentlich verführt, doch niemand entschließen, ihre Notwendigkeit und Unersetzlichkeit schlankweg zu bestreiten. Es ist ein matter Trost in diesem Dilemma, daß die größten Persönlichkeiten den Haß der zeitgenössischen Presse ausgehalten und siegreich überstanden haben; denn er wird aufgehoben durch die Betrachtung, daß sie dieser Gegnerschaft auch immer sicher zu sein hatten und daß hier ein Reibungskoeffizient in die Welt gekommen ist, von dem gerade die höheren Menschen betroffen werden. Will man selbst resignierend zugestehen, daß die Presse, wie sie ist, nur der Exponent der bestehenden Macht— und Tatsachenverhältnisse ist, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß deren Schwere und Druck zugenommen hat, seit sich die Gesellschaft eine eigene Funktion daraus gemacht hat, die Dinge durch die Berichterstattung zu annullieren. Ist dies das Wesen oder nur eine Entartung der Presse? Das ist die Schicksalsfrage. Vielleicht haben wir es nur mit der typischen Erscheinung zu tun, daß in dem ungeheueren Organismus des modernen sozialen Lebens die Macht der jeweils auszuführenden Funktionäre weit über jenes Maß hinauswächst, welches ihnen von der Organisation selbst zugedacht ist; in Österreich zumal ist das übel, jedes Übel verschärft durch den monopolistischen Charakter, den hierzulande alle Art Macht und Besitz gewinnt. Einen Kampf der Gesellschaft gegen ihre Organe hat es immer gegeben, aber niemals hat er eine solche schicksalsvolle Bedeutung erlangt wie in

der Gegenwart, wo die Gliederung aller sozialen Funktionen den jeweils an der Klinke befindlichen Funktionär zum Herrn der Welt macht. Heute hat es ein Delcassé in der Hand, den Weltkrieg zu entflammen, morgen vielleicht ein zufälliger Telegraphist. An allen Gelenken und Schrauben der Maschinerie sitzen die Zufalls—Machthaber und die Maschine heißt Staat, Gesellschaft. Karl Kraus hat die zufälligen Besitzer der Druckerschwärze entdeckt und auf die kolossale Macht hingewiesen, die sie besitzen,

Es ist dies nur ein Teil jenes allgemeinen Kampfes gegen die Maschine, den als immanente Aktualität der modernen Welt erraten zu haben, keine schlechte Witterung verrät. »Organisiert die Welt« ist ein herrliches Wort, aber auch dieses hat seine Selbstaufhebung in sich. *Indem sich die Welt organisiert, liefert sie sich aus.* Die Fäden der sozialen Organisationen verteilen — Persönlichkeiten. Karl Kraus ist gegen alle Organisation und Technik von einer ganz grandiosen Ranküne erfüllt und bekommt dadurch einen Stich ins Reaktionäre. Er nimmt das in Kauf. Die Lösung des Problems liegt gewiß nicht in der Verhöhnung der Organisationen, wie sie Karl Kraus so vorzüglich gelingt, sondern in etwas Neuem, Zukünftigem, welches eben den Inhalt künftiger Geschichte bilden wird. Bis dahin aber ist es wertvoll, wenn die Position der Persönlichkeit verteidigt wird, und ich wüßte keine klügere Taktik als die kühne Auspielung einer starken Subjektivität. Ein gewisses Korrektiv der geschilderten Gefahr liegt darin, daß sich die Organe der Gesamtheit gegenseitig in Schach halten: dies ist auch, um wieder von der Presse zu reden, in den übrigen Kulturländern der Fall, wo sich allenthalben einige einflußreiche Blätter ungefähr das Gleichgewicht halten und eine immerhin erträgliche Oligarchie bilden; in Österreich aber ist das intellektuelle Leben, und um dieses handelt es sich, von *einer* Zeitung monarchisch beherrscht, welche noch dazu die Suggestion ausübt, daß sie die Intellektuellen vertritt, und das ist in seinen Konsequenzen unerträglich. Karl Kraus hatte niemals die Absicht, die Presse zu bessern. Er stellte sich nur zur Aufgabe, ihre Suggestion zu durchbrechen. Das ist natürlich nur eine Interimsarbeit. Die Zeit wird kommen, wo die Gesellschaft die Macht der Presse ebenso konstitutionell regulieren wird, wie die Macht des Staatsoberhauptes ¹. Derzeit läßt sie jene à discretion schalten. Wie, wenn eines Tages die Gesellschaft auf den Gedanken verfiel, die Vertretungsbefugnis der Presse zu prüfen? Man hat noch lange nicht alle Konsequenzen aus der Konstitution gezogen! Das allgemeine Wahlrecht führt, genau besehen, zu der Forderung daß, nachdem nun *alle* im Lande vertreten sind, niemand mehr das Recht hat, sich für einen befugten Vertreter einer Mehrheit auszugeben, der nicht in der Lage ist, *sein Mandat nachzuweisen* ². Die gegenwärtige Macht der Presse beruht zum Teil auf diesem Zwitterzustand. Sie genießt alle Vorteile der Subjektivität, insbesondere die Unverantwortlichkeit, derzufolge es das Recht jedes Blattes wäre, zu verschweigen, was ihm beliebt, — gleichzeitig wird aber die Fiktion festgehalten, daß man im Namen irgend einer Gesamtheit das Wort führt. Diese aber, das »Volk«, die »Intelligenz«, oder wie das vorgeschobene Ding heißt, haben weder das Recht

1 Leider bis heute nicht. Im Deutschland — der bunten Republik, wie sie der designierte Vorgänger unseres nächsten Bundespräsidenten genannt hat — der Gegenwart wird die vierte Macht im Staat von den links—rot—grünen Gutmenschen und Islamverstehern dominiert. Die gesendeten bzw. gedruckten Nachrichten werden sorgfältig geprüft, Themen wie Islamisierung, soziales Schmarotzertum oder moslemische Gewalt nach Möglichkeit unterdrückt. Die Perfidie besteht nun darin, daß das ALLE so tun und damit einen Anschein von Unparteilichkeit und Objektivität erwecken.

2 Auch dieses Übel ist wie ein Krebsgeschwür gewuchert. Die sog. NGO—Organisationen, also die selbsternannten Menschen— und Naturfreunde sind in den zivilisierten Ländern mittlerweile zur fünften Gewalt im Staat geworden.

noch ein Mittel, dieses fingierte Mandat zu bestreiten! Wie, wenn die Gesellschaft, in deren Namen die Presse richtet, einmal darauf dränge, daß ihr Einfluß geregelt und systemisiert wird? Wenn sie, gerade in Anerkennung des hohen »Amtes« auch einen Mißbrauch der Amtsgewalt konstituierte?

Die Gesellschaft gibt die Berichterstattung, auf welche sie gewiß ein heiliges Recht hat, derzeit noch frei, sei es, daß sie ihre Wichtigkeit nicht erkennt, sei es, daß sie zu ihr volles Vertrauen hat. Die Presse weiß es aber lange schon, daß die Berichterstattung wichtiger ist, als die Ereignisse, und macht sich diese Entdeckung ohneweiters zunutze.

Die 'Neue Freie Presse' insbesondere hat davon einen so beherzten oder richtiger so exzessiven Gebrauch gemacht, daß man von der Wiederaufrichtung der *Preßzensur* sprechen kann, worunter man aber nicht etwa die an der Presse geübte, sondern die heute schon unendlich gefährlichere und aktuellere, von der Presse geübte Zensur zu verstehen hat. Sie macht sich schlankweg zum Herrn der Ereignisse und hat es soweit gebracht, geradezu Verwaltungsbefugnisse zu arrogieren. Sie zensiert längst nicht mehr bloß den Wert literarischer und künstlerischer Erscheinungen, sondern sie zensiert die Zahl der irgendwo versammelten Personen. Sie tötet und erweckt zum Leben, sie verhängt Boykotte, die bis in den privaten Verkehr und in das intimste Geschäftsleben reichen, und bald wird es sein, wie im Jesuitenstaat, wo das Erklingen der Glocken den Ehepaaren die Stunden der erlaubten Begattung verkündigte. Die 'Neue Freie Presse' leistet sich den Hohn, die von ihr Totgeschwiegenen wörtlich zu zitieren und andere Autoren unterzuschieben. Oder sie begrüßt es mit einem »Endlich hat sich Einer gefunden, der ...«, wenn der *Plagiator* das Wort ergreift, während sie den Autor des Originals niemals kennen mochte. Die Magna Charta der 'Neuen Freien Presse' ist der Absolutismus der Bosheit, gemildert durch einen administrativen Tarif. Ein früherer Herausgeber hat es einmal rund herausgesagt: »Hier haben Sie den Kopf des Blattes: 'Neue Freie Presse'. Das muß stehen bleiben; alles andere ist gegen bar zu haben.« Unter dem neuen Regime wurde das Hausgesetz: »Alles, was bezahlt ist, bringen wir«, dahin verschärft, daß von nun an *nur*, was bezahlt ist, gebracht wird. Das ist die sogenannte »*Benedikt'sche Formel*«.

Das Betrürendste ist, das selbst solche Blätter, welche ursprünglich als Opposition zu ihr gegründet wurden, mit der Zeit von ihr redigiert werden. Heute ist beispielsweise auch die 'Arbeiter—Zeitung', welche nach ihrem einstigen Programm die ganze Journalistik durch ihr bloßes Dasein zur Wahrheit zwingen sollte und wirklich eine Zeit hatte, wo sie machtvoll schrieb, nur mehr eine Filiale der 'Neuen Freien Presse'. Das muß nun freilich tiefere Gründe haben, deren Erforschung Aufgabe eines österreichischen Historikers sein wird. Am Ende ist die 'Neue Freie Presse' der wirkliche, berufene Exponent dieser Kultur? Als wir jünger waren, meinten wir in unserer Naivität ernstlich, man müsse der 'Neuen Freien Presse' oder etwa der 'Arbeiter—Zeitung' nur ein ideales Programm zeigen und sie würden mit Enthusiasmus echte Werte vertreten. Heute wissen wir, daß sie es weder können noch wollen können. Karl Kraus, der niemals im Namen irgendeiner Korporation oder gar einer Majorität auftrat, leistete nun gerade als Person das, was die Gesellschaft sich später einmal als Konstitution des geistigen Lebens erringen wird müssen. Er nahm sich der unmündigen Gesellschaft an und setzte der suggestiven Macht der Presse *seine* Kritik und *seine* Suggestion entgegen. Es ging nicht anders, er mußte sie jahrelang Tag um Tag unter Kontrolle stellen, bis das Publikum einigermaßen geschult war. Dieser Kampf ist eine geschichtliche Tat, ein Kulturwerk hohen Ranges, eine, was aufgewendeten Mut und Geist betrifft, schier übermenschliche Leistung, für welche es keinen hinrei-

chenden Dank geben kann. In diesem Kampf, der mit intimster Kenntnis des Gegners geführt wurde, mit einer Wachsamkeit und Unermüdlichkeit, die immer neue spannende Wendungen erfand, in diesem eigentlichen und wahren »Kulturkampf« erwuchs ihm ein ungeahntes Pathos, und es zeigte sich, daß Kraus nicht nur Geist, viel Geist, sondern auch ein Herz besaß.

Aber die Presse war natürlich nur eine jener Institutionen, die er kritisierte, und wenn er sie am härtesten anfaßte, so tat er es, weil er sie für den konzentriertesten Ausdruck der öffentlichen Zustände hielt. Er verfolgte aber daneben die kleinen Dummheiten des Tages und spendete den tiefsten Trost, den es nach Huysmans' Ausspruch gibt: den Pessimismus. Dieser Pessimismus war von der befreienden Art. Das deprimierendste Ereignis, der Druck widerwärtiger aber mächtiger Personen, die Schwächen der Bürokratie, die Widersinnigkeit von Einrichtungen — wenn er sie darstellte, fühlte man eine künstlerisch erlösende Wirkung. Man hatte die Empfindung, er sei mächtig genug, uns von diesen Leiden zu befreien. So entstand später der lächerliche Vorwurf, er habe die Welt, doch nicht gebessert, alles sei beim Alten geblieben. In der Tat, es ist wirklich unverzeihlich: Kraus war so pflichtvergessen, die Korruption weiter bestehen zu lassen.

Und doch, er tat weit mehr, als man von ihm erwartete oder verlangte. Der Witz, um dessentwillen er gesucht wurde, erhob sich immer mehr zur organischen Waffe, hinter der Kralle war eine Tatze. Er hatte ein Herz für Schönheit und Genie und für den bleichen Angeklagten vor den Schranken des Gerichts. Er brüllte wie ein Löwe, als ein Richter einen armen Burschen wegen eines gewalttätigen Diebstahls einer Börse zu lebenslänglichem Kerker verurteilte. So furchtbar, wie im Fall Kraft—Feigl hat man Kraus nie wieder gesehen. Das war Konvent! Dann wieder prägte er Worte, in welchen sich sein Witz zu lapidarer Größe steigerte: »Lynch—Justiz für die Justiz—Lyncher« — »Irrenhaus Österreich«. Was immer er vertrat, und wenn es auch unhaltbare Dinge waren, stets wußte er sich den Anschein des letzten, definitiven Standpunktes zu geben, welcher jede weitere Debatte ausschloß — Hatte er aber die Überzeugung, sich vergriffen zu haben, dann war es ihm geradezu eine Lust, sich selbst zu desavouieren. Durfte er doch, gleich seinem Geistesverwandten Lichtenberg von sich sagen, er sei oft wegen begangener Fehler getadelt worden, die seine Tadler nicht Kraft und Witz genug hatten, zu begehen!

Nun ja, er war auch Journalist. Er war es von Geblüt wie Marat, der kochend und schäumend herumging und schreiben mußte. Die Dinge, die Ereignisse, die Menschen wirken auf ihn wie Peitschenhiebe. Er ist nicht wie Heinrich Heine, der vergnügt ausruft, Wieder ein Narr, — der muß mir viele Goldstücke von Hoffmann und Campe einbringen, er sei mir willkommen! *Seine* Narren machen ihm keinen vergnügten Tag, sondern er wird aschfahl über eine Zeitungsnotiz, er zittert vor Erregung und Ekel und kann über eine Menschenfratze so bestürzt sein, wie ein Patriot alten Schlags über eine Niederlage des Vaterlandes. Er schreibt aus keinem System heraus, tritt an alle Dinge rein kasuistisch heran und entdeckt sein System viel später. Als Chefredakteur nimmt er einfach alles, was gut ist, — und es paßt, wirkt aktuell. Er *erzeugt* die Aktualität. Seine Mitarbeiter staunen, wie er durch das Wegstreichen *eines* Wortes glänzende Wirkungen erzielt. Mit welcher Gestaltungskraft er aus ganz kleinen Vorfällen des Tages, einer eingesendeten Notiz, eine Geschichte macht! Ein ganzes Dutzend von Courtelines gehen nur so mit drein. Schließlich hat das Papier der 'Fackel' sich so mit Geist durchtränkt, daß die wörtliche Reproduktion einer Zeitungsnotiz mit gesperrten

Lettern als zwerchfellerschütternde Satire wirkt, bloß weil sie die *Perspektive* der 'Fackel' erhalten hat,

Dem großen Publikum hat Kraus am besten behagt, solange er mit den Waffen und dem Ressentiment einer intensiven Geistigkeit den Kampf gegen Presse, Bürokratie, Universitätsmisere, Wucher und veraltete Gesetze führte, Schmarotzer und Nullen entlarvte und Tageslächerlichkeiten ziselirte. Kein Zweifel, es wäre eine Lebensaufgabe gewesen und er hätte sie ein Leben lang durchführen können, ohne das Publikum zu ermüden; kein Zweifel, wir alle haben es so erwartet und wären umso lieber darauf eingegangen, als im Rahmen der gesellschaftskritischen 'Fackel' gelegentlich höchst bedeutungsvolle Ausführungen über Literatur, Theater und die anderen Künste Raum fanden. Wäre Kraus nicht Gesellschaftskritiker, so müßte sein tiefes Kunsturteil noch mehr auffallen. Seine Autorität ist darin — ohne daß es der Öffentlichkeit voll zum Bewußtsein kommt, gewissermaßen kryptogam — ganz außerordentlich. Ein Lob aus seiner Feder, zwei, drei Zeilen, machen literarischen Ruhm. Da hat er Witterung, die »Eingeweide riecht«. Hier zeigt es sich auch, daß er gar nicht Rationalist ist, als was er vielen wegen seiner zersetzenden Kritik gesellschaftlicher Zustände erscheinen mag. Hier ist er, was man immer von ihm verlangt, daß er sein soll: *positiv*. Hier ist er, was man gleichfalls von ihm verlangt: liebevoll und zärtlich. Hier ist er sogar treu. Seine Lieblinge sind in guter Hut. An ihnen wird er zum Verschwender, da ist er weich und feurig und was man will. Wie er seinen Altenberg, seinen Girardi, seinen Matkowsky, seinen Baumeister mit Blumen überschüttet, ist einfach rührend, Die großen Verachtenden sind auch die großen Verehrenden.

Aber die 'Fackel' veränderte ihren Inhalt, ihre Gestalt. In Wien beeilt man sich, die Leute tot zu sagen. Der Tod der 'Fackel' wurde sogar ausdrücklich plakatiert. Der Österreicher rächt sich an allem, was ihm irgend einmal imponiert hat; auch, was ihn angeregt, was ihn mitgerissen hat. Nirgends wird man so schnell für abgetan und ausgelebt erklärt. Was war in Wirklichkeit mit Kraus geschehen? Er war von der Gesellschaftskritik zur *Kulturkritik* weitergeschritten. Der Marsch vollzog sich sehr eigenartig. Er ging über die Nerven. Kraus hatte einen neuen großen Gegenstand entdeckt, der nie zuvor die Feder eines Publizisten in Bewegung gesetzt hat: *Die Rechte der Nerven*. Er fand, daß sie ein ebenso würdiger Gegenstand einer begeisterten Verteidigung seien wie Eigentum, Haus und Hof, Partei und Staatsgrundgesetz. Er wurde der Anwalt der Nerven und nahm den Kampf gegen die kleinen Belästiger des Alltags auf, aber der Gegenstand wuchs ihm unter den Händen, er wurde zum Problem des *Privatlebens*. Es zu verteidigen gegen Polizei, Presse, Moral und Begriffe, schließlich überhaupt gegen den *Nebenmenschen*, immer neue Feinde zu entdecken, wurde sein Beruf. Darin blieb er sich treu bis auf den heutigen Tag. Er verfocht eine neue Gruppierung der Begriffe, indem er nachwies, wie vieles unter dem irreführenden Gesichtspunkt der Moral geht, was viel ökonomischer als Individualrecht verteidigt werden kann, und leistete eine langwierige, mühsame, verwickelte Aufklärungsarbeit. So kam er in das Labyrinth der feineren geistigen Konflikte, welche man bisher nicht gewohnt war, in einer programmatischen Zeitschrift ausgeführt zu sehen. Ja, wenn es auf Grund irgend einer Partei oder eines Systems gewesen wäre! Aber es geschah nur auf Grund der Persönlichkeit. Dieselbe Eigentümlichkeit seines Geistes, sein tiefstes Wesen, welches ihn zum Journalisten machte, führte ihn schließlich davon wieder ab: es besteht darin, die Dinge *unmittelbar*, ohne irgendeine Zwischeninstanz auf seine Persönlichkeit wirken zu lassen. Ist der Gegenstand ein populärer, so ist man Journalist im großen Sinn. Wird der Gegenstand differenzierter, geistiger, so wird man — *Aphorist*. Die

Konflikte, die ihn von da an reizen, liegen auf jenem großen Gebiet, wo die gesellschaftliche Ordnung sich mit dem Innenleben berührt, also einem Gebiet, welches vorwiegend der künstlerischen Bearbeitung unterliegt. Infolgedessen ist es nicht so leicht, in einer Formel zu sagen, was Kraus eigentlich vertritt. Er selber könnte seine Weltanschauung nicht so zusammenfassen, daß sie auf einem Meldezettel Platz hätte. Für die gegenwärtige Ordnung der Dinge ist er absolut nicht eingenommen. Er ist auch nicht bloß kritisch. Utopien sind aber gleichfalls nicht seine Sache. Er entwirft keine Gesellschaftsordnung und keine Gesetze. Er ist kein Sozialdemokrat, kein Anarchist, aber am allerwenigsten Bourgeois. Und doch ist eine mächtige treibende Kraft da, hinter der unbedingt etwas Positives steht. Die Sache läßt sich vielleicht ganz einfach sagen: er ergreift die Partei der Naturmacht gegen das Getriebe des Alltags. Hat die Natur einen solchen Streiter nötig? Merkwürdigerweise: ja. Die zwei größten Naturmächte: Genie und Geschlecht müssen tatsächlich »vertreten« werden. Die Kunst tut nichts anderes. Neu ist nur, daß es ein Journalist tut. Und doch ist es logisch. Die Natur hat immer den Tag, die »Jetztzeit« zum Gegner. Sie kann daher neben Dramendichtern auch sehr gut einen solchen Streiter brauchen, der sie mit Tagesmitteln gegen den Tag bewaffnet. Die konventionelle Ordnung ist von zwei ständigen Revolutionen bedroht: vom Geschlecht und vom Genie. Will man ein einziges Wort — von der *Schönheit*. Die Schönheit ist die gewaltigste aller revolutionären Mächte. Die Gesellschaft kann nicht furchtbarer kritisiert werden als vom Standpunkt der Schönheit. Alle die unendlichen Verzweigungen der Korruption sind nichts anderes als Verbrechen an der Schönheit, lassen sich irgendwie darauf zurückführen. Es liegt etwas Erderschütterndes in der Schönheit und etwas rasend Aufreizendes in dem, der sich unter ihre Fittiche stellt. Hier verknötet sich Sozialpolitik und Sexualpolitik bei Kraus, von jener ausgehend landet er bei dieser. Dies das Leitmotiv, welches sich immer gebieterischer ins Bewußtsein drängt. So wuchs er seinem neuen großen Problem entgegen: *Sittlichkeit und Kriminalität*. Die Aufsätze, seither in einem Bande gesammelt, haben uns erst die Augen geöffnet. Eine Zeitlang schien es, als habe er sich aus Liebhaberei auf ein Nebengeleis begeben. Die Übersicht belehrt uns, daß er auch hier einen Marsch vollzogen hat, dessen taktischer Sinn sich erst dem rückschauenden Blick enthüllt. An hundert kleinen Tagesbegebenheiten, zumeist Gerichtsfällen, wird ein unheilvolles Mißverständnis in der Behandlung der sexuellen Frage enthüllt, Der Gedanke, daß der Staat, die Gesetze und ihre Organe sich notwendig und regelmäßig vergreifen, wenn sie an die Naturgewalt der Sexualität herantreten, wird mit einer Vielseitigkeit der Darstellung und mit einem Reichtum der Exemplifikation belegt, der einer wissenschaftlichen Quellenarbeit Ehre machen würde. Gleichzeitig wird Kraus zum Künstler von einer unerschöpflichen Produktivität in der Darstellung der komischen Konsequenzen dieses Mißverständnisses und Mißgriffs. Die Polizei kommt dabei schlecht weg. Sie hat überhaupt in Kraus einen schrecklichen Antipoden, einen wahren Racheengel gefunden.

Im Kampf zwischen staatlicher Flickarbeit und der Naturgewalt der Sexualität erscheint ihm das Weib als Vertreter der inkommensurablen Macht, bei deren Bezähmung die Satzung teils lächerlich, teils widerwärtig, manchmal beides zugleich wird. Für das Weib hat Karl Kraus eine innige Zärtlichkeit. Es ist seine große Liebe und wenn er für bedrängte Frauen eintritt, kann sein Pathos eine prachtvolle Höhe erreichen. Darin lehnt er jede soziale Betonung grundsätzlich ab. Er tritt für das Weib ein, weil es ein Weib ist. Er hat den Gedanken, daß die Moral mit der Erotik nichts zu schaffen hat, am kühnsten, nachdrücklichsten und konsequentesten verfolgt. Er ist unermüdlich in

der Darstellung des pyramidalen Nonsens, brav, anständig, charaktervoll ohneweiters gleichzusetzen mit keusch oder gar enthaltsam. Diese Gleichung hat sich in die feinsten Fugen der Sprache eingenistet und muß geradezu ausgeschweifelt werden. Nun ist gewiß die Erotik ein wesentlicher Faktor einer Persönlichkeit. Nach Nietzsche reichen Art und Charakter der Sexualität bis in die höchsten Gipfel der Persönlichkeit. Es fragt sich nur, welche Seiten der Sexualität wir zu bejahen und welche zu verneinen haben. Kraus geht in der strengen Scheidung zwischen Erotik und der übrigen Persönlichkeit bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Wie weit er darin Recht hat, ist eine Frage für sich. Daß er aber die Verfechter der Verquickung bis aufs Blut zu verfolgen versteht, muß man ihm lassen. Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung, gerade um das Hurentum vom Schimpf zu erlösen, die Prostitution als natürliche — nicht soziale — Kategorie proklamierte.

Er wurde dabei zum *Romantiker* und geriet in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechts ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber, es fehlt ihm zur Übersicht über das weibliche Geschlecht selbst ein Ingrediens, welches seine Weibanschauung erst rund machen würde. In ihm steckt kein Hausvater und nicht eine Faser von einem Patriarchen, darum ist ihm auch die Mutter uninteressant. Er ist immer Page. Aber die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt. Seine Art, das Weib zu sehen, hängt vielleicht damit zusammen, daß ihm der staatenbildende Instinkt fehlt, der auf der Kontinuität der Geschlechter beruht und im Familiensinn seinen Ausdruck findet. Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgültigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit.

Sieht man von diesem notwendigen Einwand ab, so muß man zugestehen, daß Kraus den Frauen reiche Entschädigung zu bieten hat. Kraus rettet die Frauen umgekehrt als es üblich ist. Nicht, indem er sie von dem Vorwurf der Sinnlichkeit reinwäscht oder auf mildernde Umstände plädiert, sondern indem er die Sinnlichkeit selbst preist und besingt. Eine viel wirksamere und geistreichere Rettung jedenfalls, welche sich die Frauen gefallen lassen können. Er akzeptiert alle Argumente der Weiberfeinde und Weibverächter, nur sind alle diese Argumente für ihn solche der Liebe. Auch er meint, daß die Frauen unlogisch, eigensinnig, oberflächlich und ungebildet sind. Aber er findet das bezaubernd. Übrigens gelingt es ihm, von dieser Seite in die Poesie des Weibes einzudringen und wie sich allmählich seine Erotik vergeistigt und raffiniert, so landet er schließlich bei einem geistigen Frauenwesen, nur freilich ist dieser Geist von ganz anderer Quelle und Artung als etwa der des Mannes oder einer Hysterikerin oder eines Blaustrumpfs.

Daß seine Zärtlichkeit für das Weib in tiefere Schichten seiner Persönlichkeit hinabreicht, das zeigt sich an dem Haß, zu dem sie ihn gelegentlich befähigt. Die erste Abwendung von *Maximilian Harden* kündigt Kraus an, als Harden in diesem Punkt, im Weiberpunkt sein Mißtrauen reizt. Von da an geht es aber dann reißend weiter. So weh hat Kraus niemandem noch getan! Die Schläge, die er seinem Berliner »Rivalen« versetzte, waren so furchtbar, unwiderstehlich und rasch, daß der Angegriffene trotz seiner großen publizistischen Mittel geradezu den Eindruck der Wehrlosigkeit machte. Er verfolgte den Mann bis zu den Schatten und gab ihn auch dort nicht frei. Wo hat es je eine solche Polemik, eine ähnliche Attacke gegeben? Hier darf man selbst die größten Beispiele heranziehen, ohne daß Kraus durch den Vergleich verdunkelt wird. Die Verfolgung Platens durch Heine macht eher einen dürftigen und

willkürlichen Eindruck, wenn sie mit dieser elementaren, furiosen, niederschmetternden Abrechnung, diesem schnaubenden »Esse delendum« parallel gestellt wird. »Wien« siegte glänzend über »Berlin«. Es war grausig schön. Harden erwachte eines Morgens und war unberühmt. Wo ist er? fragte man sich, die Augen reibend. Der aber war, wie bei einem Dynamitattentat, restlos dahin

Was kann Kraus noch werden und wo ist der Königsgedanke seines Schaffens? Ich sagte es schon: die Schönheit. Man könnte aber auch sagen: sein ganzes Leben, so mannigfach verschlungen, gilt *einem* Ideal: der *Persönlichkeit*. Er betrauert sie, wenn sie geknechtet ist und richtet sie auf, wo er sie bedrängt findet.

Kein moderner Geist hat den *Sturz der Persönlichkeit* in der modernen Welt tiefer und brennender empfunden als Karl Kraus. Er hat diese Krise erraten und mit den alarmierendsten Worten verkündigt. Er hat dafür ein geradezu erleuchtetes Bewußtsein. Ihm sind die Möglichkeiten der Persönlichkeit bekannt und darum ihre Gefahren. Den wenigsten Zeitgenossen dürfte auch nur eine Ahnung davon dämmern, was da vorgeht. Eine entsetzliche Verarmung des Menschengeschlechts. Wir werden arm. Das ist's, wovor ihm graut. Hier rechtzeitig zu warnen, die Verarmung nachzuweisen, das ist seine Lebensaufgabe. Alles was er dazu tut, ist nur Waffe, Rüstzeug, Konsequenz. Diese grausige Furcht peitscht ihn zur vehementen Kritik der Kultur, während sich andererseits die Kultur selbst in ihm mit unheimlicher Rapidität entwickelt. Es reißt ihn vom Heute zum Morgen, läßt ihn das, was er heute noch goutiert, morgen schon verstoßen. Er konsumiert alles, was in seinen Bereich kommt, mit unheimlicher Schnelligkeit und dabei ist es seine Formel, daß er nichts übergehen kann und darf. Er muß alles an sich nehmen, dann aber erlöst er sich davon ganz und vollkommen. Daher wunderliche Widersprüche in seiner Lebensführung, welche seinen Freunden nicht immer paßt. Was ihm bestimmt ist, zu bekämpfen, muß er vorher suchen; es ist aber umgekehrt, wie die Leute glauben. Man sagt, er verrate seine Freunde. Umgekehrt, er muß durch seine Feinde hindurchgehen. Das ist tragisch, aber es ist seine Formel. In seiner galoppierenden Konsumtion liegt aber unstreitig auch das Bedeutende, das Dämonische an ihm. Es macht ihn sensitiv gegen alles Verbrauchte und Triviale. Die Trivialität, die feste Schablone tut ihm weh wie glühendes Eisen. Wie er es versteht, auf ein Durchschnittspublikum diese seine Stimmung zu übertragen, ist ein Rätsel. Aber ihm gelingt's. Er vermag es, irgend eine Tagesmeinung mit einer solchen Gebärde der Verachtung abzutun, daß sie wie ein ausgespuckter Standpunkt erledigt ist. Es gelingt ihm, das Volkstümliche zu verhöhnern und damit populär zu werden. Er ist nämlich wirklich populär, er ist den Wienern unentbehrlich.

In dem Kampf um und für die Persönlichkeit stößt er auf die Demokratie. Von der hat er nie etwas gehalten. Er hat es unglaublich beherzt herausgesagt. In seinem Kampf gegen die gesellschaftlichen Mißstände gerät er mit ihr beinahe wider Willen in ein Freundschaftsverhältnis, aber er hat die Seelenstärke, alle Bundesgenossen zurückzustoßen. Er hätte sichs leichter machen können. Es gab eine Zeit, wo man ihm von gewisser Seite stark den Hof machte. Er winkte ab. Er will wirklich keine Bundesgenossen. Jeder, scheint es ihm, kompromittiert. Jedes »Komitee« ist ihm ein Greuel, eine Verwässerung, eine Verkehrung ins Gegenteil. Er hat den Willen zur Einsamkeit. Es führt ihn dazu, die Politik überhaupt zu negieren. Jedes wie immer geartete Kollektiv—Wirken erscheint ihm als Degradierung. Die Politik ist ihm absolut problematisch, geradezu unverständlich. Ich gebe ihm darin nicht recht, aber ich erinnere mich, daß Karl Kraus noch jedesmal, wenn ich glaubte, er sei um

eine Strecke zurück, um eben diese Strecke voraus war. Fest steht, daß für einen Geist, der unmittelbar wirken kann, die Politik ein Umweg ist. Wenn aber Kraus in Bismarck beispielsweise einen Kopf sieht, dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war, so beweist er damit nur, daß ihm das Leben von Massen, Völkern, Organismen und deren Exponenten unendlich ferne liegt. Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses große Fatum ist für ihn nichts als ein Monster. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein. Aber liegt die Schuld an ihm? Unser Staat ist so atomisiert, daß sich tatsächlich Individuen in der Luft bilden. Schwebende Geister, kolossal anziehende Erscheinungen, wie sie vielleicht nirgends sonst auf der Welt vorkommen; hohe Kulturen ohne reale Unterlage. Aber die Frage ist, ob es das geben darf; ob es außer denjenigen, welche aus ihrer Isoliertheit ein Programm machen, irgendeine Fruchtbarkeit geben kann, losgelöst von Boden, Nation, Territorium, Staat. Hier beginnt das Problematische an Karl Kraus, freilich auch das Einzigartige einer Erscheinung, die in England, Frankreich, selbst Deutschland nicht möglich wäre. Fragt sich nur, wie es endet, ob der tragische Unterton solcher Persönlichkeiten nicht eben doch politische Ursachen hat. Daß sich Kraus zur besonderen Ehre anrechnet, und daraus neue exotische Farben für seine Palette gewinnt, ändert nichts an der Tatsache, daß ein solches Empfinden uferlos ist.

Jedenfalls begünstigt diese Geistesstimmung seine schon berührte Eigenart: allen Dingen unmittelbar gegenüberzutreten zu können. Zwischen sich und den Dingen keinen wie immer gearteten Vermittler zu haben, kein System, keine Partei, keine Abstraktion, keinen Standpunkt, kein Vorurteil, keine Nation, kein Vaterland, keine »Bildung«, und dabei doch eine leidenschaftlich bebende Vollblutpersönlichkeit sein — das muß eine ganz neue Musik und eine Form der höchsten Unmittelbarkeit geben. Karl Kraus hat sie in seinen *Aphorismen* gefunden und erobert. Es ist in diesen »*Sprüchen und Widersprüchen*« etwas von der Stimmung, wie sie Otto Stoessl für den Skeptiker definiert: »dessen Pathos darin liegt, nichts pathetisch zu sehen, sondern allen Dingen ihre Schwere zu nehmen, indem er ihnen seinen Geist einhaucht, dessen zartes ergreifendes Lächeln aus der groben Welt widerstrahlt, die er ansieht, der nicht gestaltet, sondern nur eben anschaut und mit leisem Liebhabergeist das bittere Leben doppelt liebt, weil er es in all seiner Fragwürdigkeit und Blöße erkennt« Diese Aphorismen wölben sich wie ein goldig—blauer Septemberhimmel nach langen bangen Stürmen. Die Sprachkunst wird stofffrei, materienfrei, leichtbeschwingt, hellklingend. Der Stil ist konzentriert und bietet sich dem Studium in Reinkultur dar. Diesen Stil meinte manch einer aus dem Handgelenk nachmachen zu können. Da zeigte sich ungefähr, wie schwer das ist, so eine kleine Glosse von dreißig Zeilen zu schreiben, ohne daß der Leser früher durchgeht. Die Kunst mit der Sprache so zu fesseln, daß der Leser mit steigender Lust und Spannung ins Labyrinth läuft und alle auch schweren Anforderungen gerne auf sich nimmt — das hat ihm noch keiner abgeguckt. Das Geheimnis liegt vielleicht darin, daß Kraus selber seinem Sprachlabyrinth träumerisch—trunken nachwandelt; die Sprache ist für ihn ein Garten voll unverhoffter Rosen, die aus allen Lauben hervorbrechen. Er hat Aufsätze geschrieben, Essays, gipfelnd in einem klirrenden Witz, deren Bau und Konstruktion nicht zu ergründen und doch artistisch—gedanklich vollendet ist. Ihn leitet; scheint, dieselbe geheimnisvolle Macht wie den Lyriker. Darum gibt es bei ihm keine toten Stellen, keine Lagunen, sondern ein unwiderstehliches Weitergleiten, wie es etwa bei der Wieland'schen Prosa zu verspüren ist, wo sich das Umblättern so ganz und gar im Husch und von selber macht. In seinen Aphorismen tritt uns diese Sprach—Produktivität ganz

leibhaftig entgegen. Karl Kraus darf nun endlich erwarten, daß er seinem zuständigen Richter nicht mehr entzogen wird; er ist nunmehr in der Gesellschaft angelangt, auf die er ein Recht hat: in der Gesellschaft der Denker und großen Herren vom Geist. Er kann somit auf seinen wirklichen Geschmack ohne die Würze der Tagesaktualität genossen werden. Bei allem selbständigen Leben der einzelnen Aphorismen liegt in der Komposition dieses merkwürdigen Buches eine Wechselwirkung und innere Verkettung der Gedanken und eine jubelnde Steigerung, welche sie wieder zu einer höheren Einheit verknüpft. Man darf neugierig sein, ob gegenüber diesem Buch, dessen geistiger Schatz sicherlich heimlich aufgegriffen werden wird, die österreichischen »Intellektuellen« die *Frechheit* haben werden, zu — *schweigen!* In den Aphorismen erkenne ich einen vollendeten Freigeist, der alle Schlacken von sich abgetan, einen unverhofften, edlen Abschluß eines stürmischen Jahrzehnts.

Kolossaler Marsch einer Persönlichkeit: beginnt damit, seine Mitbürger durch gelungene Scherze über die Tagesereignisse zu amüsieren, gibt seinen Waffen allmählich Objekt und Richtung, stellt sich in den Dienst der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, erhebt sich zum großen hinreißenden Journalisten, wird zum Kulturkritiker und Sachalter des Individuums, dann der Persönlichkeit und des Genies, wirft von einem bestimmten Zeitpunkt an alle Eroberungen, Freunde, errungenen Positionen wie einen Pappenstiel von sich und zieht sich auf den Geist zurück und wird zum Künstler feinsten Weltbetrachtung. Ihn begleiten auf diesem Wege Haß gegen Trivialität, gegen Schmarotzertum, Demokratie und Popularität — Liebe zum Weib, zur Persönlichkeit und Einsamkeit, während er immer mehr und mehr davon abkommt, für Menschen und Dinge einzutreten und leidenschaftlich sein Eigenstes sucht, um es endlich nach vielen Schmerzen und seltenen Triumphen zu finden und als klingendes Gedankengold herauszuzahlen, endend wie er begonnen, mit neuen Verheißungen und vielsagenden Versprechen ...



Die Memoiren der Odilon ¹

Anadyomene, mit einer Krücke dem Meer entstieg — so erschien sie mir auch in gesunden Tagen. Erst ihre Krankheit, deren aphrodisischen Ursprung sie selbst bekennt, beglaubigt sie als Weib. Ihre Stimme war nicht wie Sirenensang, den zu hören man stirbt; doch es klang auch kein tragischer Orgelton darin und keine Glocke zur christlichen Nacht. Das Weib im Zustand der Zivilisation, aber ohne das Heimweh der Hysterie und ohne Widerspruch gegen die Gefängnisvorschriften. Kaum daß ein Dämmer jener Nervennot, aus der das Gefühl der heutigen Schauspielerin schöpft, die Ahnung eines elementaren Lebens weckte. Hier war nicht das, was dem Weib Persönlichkeit gibt, das tiefe Nichts, die zauberische Hülle aller Werte, die der Mann verleiht und die ihn bereichern: Hingabe, die Rückgabe ist. Diese Faszinationen haben nichts, was den Bürger aus dem Weg der Korrektheit reißen könnte, aber einen Künstler möchten sie zerstören; diese Betrügereien vollziehen sich innerhalb der Gesellschaftsordnung, aber einen Mann von Gnaden der Natur

¹ Helene Odilon "Das Buch einer Schwachsinnigen. Lebenserinnerungen" Hermann Walther Verlag. Berlin, 1909.

könnten sie um den Verstand bringen. Das ist die Mission solcher Frauen, von denen man nicht wüßte, wozu sie geboren werden, wenn sie nicht zu guter Letzt eine Erkenntnis stärken: daß die Kultur das Chaos wiederhergestellt hat, aus dem die Welt erschaffen wurde ... Die »interessante Frau« und die erotische Posse bezeichnen die geistigen Grenzen der christlichen Geschlechtsfreiheit; nichts ist uninteressanter als jene und nichts trauriger als diese. In ihnen huldigt die Übertretung dem Verbot; das Maß dessen, was gewagt wird, ist das Maß dessen, was nicht gewährt ist, und so wahr Freiheit die Feindin des Zwanges ist, so ist Frechheit die Verbündete des Respekts. Innerhalb der geistigen Ordnung aber, die die Persönlichkeiten bricht, da sie sie nicht biegen kann, hat der Gaukler Talent den weitesten Spielraum. Talent ist geschlechtslos und daher weltläufig. Es täuscht über allen Zwiespalt eines Lebens, das die Geschlechter gegeneinander stellt, es ist eine Verständigung von Mann zu Weib. Sinnengenuß und Rausch des künstlerischen Schaffens tun uns nichts mehr zuleide, es sind die Sonnwendfeuer des Talents, die den Schein eines Waldbrandes geben. Talent ist der Selbstbetrug, mit dem sich das Leben über seine Verarmung tröstet. Und durch nichts verarmt es mehr als durch die Entschädigung. Kraft ist schöpferisch, aber Routine, die Kraft ersetzt, kann nicht einmal Routine erschaffen ... Sonst kann sie alles. Denn das Wesen des Talenten ist, zu können, was es nicht muß. Ein Talent der Liebe, ein Talent der Bühne, am zweifachen Spiel gehindert, wird unschwer zum Talent der Feder. Versagt die rechte Hand, so schreibt die linke. Sie schreibt Memoiren eines Talents, die ebenso jedes andere Talent schreiben könnte, ohne erlebt zu haben, was sich schreiben läßt. Erinnerungen an die Tage, da eine Stadt vor Frau Helene Odilon auf dem Kopf stand und es ohne Rücksicht darauf tun konnte, daß ein wertvoller Inhalt in Verwirrung gerate.

Mir klafft kein Riß zwischen der peinlichen Sensation dieses Buches und dem Künstlerruhm dieses Lebens. Und schwer wird es mir, die Autorin nicht gegen die enttäuschten Verehrer der Schauspielerin in Schutz zu nehmen. Denn die Frage »Ist das wirklich notwendig gewesen?«, die sich schmerzlich bewegten Feuilletonisten entringt, darf frank bejaht werden. Man müsse nicht die Odilon gewesen sein, sagen sie, »die große Mondäne, die Verführerin einer Stadt«, um ein solches Buch zu schreiben, das nichts enthalte als Klatsch aus Garderobe und Schlafzimmer; um es in einem saloppen Komödiantenjargon zu schreiben und in einem gleichgültigen Ton, der nichts interessant zu machen wisse. Ich sage, man muß dazu die Odilon gewesen sein! Liegt die Enttäuschung der Verehrer in der Erkenntnis, daß die Dame keine hinreichend geschickte Feuilletonistin ist? Sie scheint tiefer zu wurzeln; denn der Tadel resolviert zu der Erklärung, an dem banalen Buche sei »nichts sonderbar, als das Wesen einer Frau, die uns daraus entgegentritt: kalt, indezent, rücksichtslos und ohne Tiefe«. Dieses Buch sei danach angetan, »das Bild der einst strahlenden Odilon zu zerstören«. Man sieht, wie verzwickt der psychische Sachverhalt ist. Denn die Autorschaft der Frau Odilon zugegeben, bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß ihre Persönlichkeit in dem Augenblick kläglich zusammengeschrumpft ist, als ihr ein Verleger den Antrag stellte, ihre Memoiren zu schreiben, — oder die Annahme, daß es einst der faule Zauber einer strahlenden Routine war, der eine kalte, indezente und seichte Natur zur Verführerin einer ganzen Stadt machte. Ich entscheide mich für die Annahme und verwerfe die Vermutung. Jene Geschicklichkeit konnte die Literaten täuschen, solange sie auf der Szene zu Hause war. In die Literatur übersiedelt, erregt sie das Bedenken der Fachleute. Eine rechte Frau mag in einem ungefügigen Satz eines Briefes die Gestaltungskraft von zehn Schriftstellern beschämen, aber sie wäre nie imstande, ihre Memoiren herauszugeben.

Es ist ein unnatürlicher Tod der Weiblichkeit, die im Bett stirbt, wenn eine sich entschließt, zur Feder zugreifen. Dieser Selbstmord soll als Versuch der Rettung aus einem unbefriedigten Dasein nicht unterschätzt werden. Aber ein Weib schreibt immer sein Obduktionsprotokoll. Und glaubt man, daß das Leben einer Frau, die eines Tages der Literatur verfällt, je etwas anderes war, als ein Leben aus zweiter Hand? Nur die Blindheit nimmt eine Wesensänderung wahr, und nur die Taubheit hört aus den Memoiren der Frau Odilon eine andere Sprache als aus ihren Bühnengestaltungen. Wer bei dem »gefühllosen, gleichgültigen, einförmigen Ton« ihres Buches sich nicht an die Glanzzeit der Frau Odilon erinnert, um eine Konsequenz festzustellen, sondern um über die seltsame Verwandlung eines Charakters nachzudenken, der macht mit Unrecht die Autorin für seine Enttäuschung verantwortlich. Madame Sans—Gêne ¹ in Wort oder Schrift, ich höre nur eine Stimme, und sie klingt mir immer noch wie der Ton einer stattlichen Sparbüchse, einer, die klappert und schüttelt, ohne sich je zu vergeuden, und die unter Kuratel zu stellen, bloß dem Scharfsinn einer österreichischen Behörde einfallen konnte ². Aber es ist schließlich kein Wunder, daß in einem Staat, dessen Finanzminister frei herumlaufen und dessen Abgeordnete davon leben, daß sie mit fremdem Geld verschwenderisch umgehen, die Kapitalisten zu Märtyrern der behördlichen Aufsicht werden. Daß sich diese eine Frau als Opfer ausersehen hat, die in ihrer ganzen Lebensführung den holden Schwachsinn ihres Geschlechts verleugnet, beweist die glückliche Hand, die dieser Staat wie in allen höheren Kulturproblemen auch bei der Kuratelsverhängung bewährt. Die Art, wie Frau Odilon noch heute mit ihren Liebhabern abzurechnen versteht, stärkt den Verdacht, daß hier ein mündiger Verstand unter der Kuratel des Blödsinns gehalten wird. Daß Frau Odilon als Schriftstellerin noch nicht die blendende Routine hat, mit der sie als Lebenskünstlerin und Star der Bühne über den Mangel an Persönlichkeit zu täuschen wußte, ist ein Vorwurf, den nur die kollegiale Unduldsamkeit erheben kann. Aber daß ein Weib den Ehrgeiz hat, mit der Feder seinen Mann zu stellen, ist keine Kritik am Buch, sondern am Weib. Das ist keine Schwachsinnige, das ist kein Weib, die solche Proben einer Erinnerungsfähigkeit ablegt.

Solange eine nicht schreibt, bewahrt sie den Schein der Geschlechtswirkung, und der Zusatz jener widerwärtigen Geistigkeit, der sie später zur Schriftstellerin befähigt, mag gar die verdächtige Mixtur herstellen, welche die Toren betört. Aber eben diese Intelligenz ist es, die im rechten Augenblick alle die schlechten Eigenschaften mobilisiert, die im Friedensstand zum Reiz des Weibes versammelt sind. Die Anmut ist eine Maske, die das Weib vor dem wahren Antlitz trägt. Fällt die Maske — nichts außer ihr vermag zu »fallen« —, so steht eine fragwürdige Menschlichkeit vor deinen Augen. Bist du nicht im Zauberbann, so kann die Erhitzung deines Nachbarn dich nicht von der Vision abbringen, daß die Luxusdame, die da oben ihr Spiel treibt, ein flotter Weinreisender im Unterrock ist oder ein Börsenagent mit Jupons. Und läßt sie selbst die Maske fallen, gibt sie den Schein schöpferischen Frauentums auf, um eine Meinung zu vertreten, um zu agitieren, zu reden, zu schreiben, so erwächst der Eindruck zu schreckerregender Vollständigkeit. Sie braucht sich dann von keinem Feuilletonisten entmutigen zu lassen, der Ehrgeiz allein beglaubigt ihre Zugehörigkeit, und das angeborne Talent zur Routine führt sie bald über die Schwierigkeiten des Anfangs. Und sie hat ein Recht darauf, daß man ihr die Abscheulichkeiten eines Klatschromans genau so verüble, wie jedem Reporter, der die wahre oder fingierte Kenntnis des Privatlebens stadtbe-

1 Eine ihrer Glanzrollen

2 s. a. "Der Prozeß Odilon" # 01 in Heft 217

kannter Personen zu einer publizistischen Sensation ausschrotet. Denn das ist der ehrliche Erfolg der Frauenemanzipation, daß man einem Weib, welches sich einem schmierigen Handwerk des Mannes gewachsen zeigt, heutzutage nicht mehr die verdiente Geringschätzung vorenthalten darf. Freilich muß hier das Recht der Frau noch immer in einem Punkte zu kurz kommen. Man darf einer, die ehrenrührige Eingriffe in ein Privatleben begeht, wohl von der Gesinnung zumessen, die man einem Redakteur in solchem Falle widerfahren läßt; aber das unsäglich ekle Erlebnis, eine Frau, die Memoiren geschrieben hat, vor den Geschwornen zu sehen, wird der erpichteste Frauenrechtler nicht herbeisehnen, und kein Feminist wird wünschen, daß man an einem Weibe jene Selbsthilfe betätige, die man gegen den Verbreiter der sexuellen Intimitäten in der richtigen Erkenntnis anwendet, daß die judizielle Genugtuung nicht zureiche. Es ist gewiß wieder ein Unrecht, daß man hierdurch die Bevorzugung der männlichen Sudler begeht. Aber der äußere Schein, der dafür spricht, daß es Männer sind, während die Journalistinnen noch immer keine Hosen tragen, muß die Wahl entscheiden. Wenn auch in Wahrheit durchwegs nur die Weibernaturen in der Journalistik auf den trostlosen Gedanken verfallen, durch Preisgabe wahrer oder erdichteter Tatsachen des Privatlebens eine Rache zu üben, so ist doch die Hose für den Entschluß maßgebend, sie zu spannen. Kein Mensch, und wäre er in seinem Innersten beleidigt worden, wird einen Weiberrock aufheben, um eine unzärtliche Gesinnung zu betätigen. Diese Zurücksetzung müssen sich nun einmal die schreibenden Weiber gegenüber den weibischen Schreibern gefallen lassen. Aber weil sie ihrer ganz und gar sicher sein können, sollte umso nachdrücklicher der Versuch unternommen werden, sie durch Worte einzuschüchtern. Denn das Handwerk der Kolportage von Bettgeheimnissen mag einen goldenen Boden haben: wenn es ein Weib betreibt, so ist es eine Beleidigung des eigenen Geschlechtes, wie sie schimpflicher nicht gedacht werden kann. Für diese, nicht für die Beleidigung der Männer, deren Leben das Unglück hatte, von einer künftigen Memoirenschreiberin gekreuzt zu werden, gilt es eine Sühne zu schaffen. Es wäre lächerlich, einen Menschen wie Alexander Girardi, der mit einem Wort einen Reichtum der Liebe spendet und gewinnt, gegen die Herzensleere dieser Enthüllungen in Schutz zu nehmen, die nebst ihrer garstigen Absicht nichts enthüllen, als gerade die wertvollsten menschlichen und künstlerischen Eigenschaften des Betroffenen. Aber man würde sich versucht fühlen, sich selbst des unsympathischsten Opfers dieser Ranküne anzunehmen und einen Geldbaron gegen den Verdacht einer reinen Liebe zu schützen, aus deren »Glückstraum« Frau Odilon durch drei Tausender herausgerissen wurde, wie andererseits gegen die öffentliche Rechnungslegung, zu der sie sich gegenüber dem »Unwürdigen« schließlich doch bereit findet. Sie alle aber gegen die Zumutung zu schützen, ihre Bettgenossenschaft kulturhistorisch gewürdigt zu sehen.

Es ist ein Buch, das wirklich notwendig war, um der Öffentlichkeit und deren Wortführern über die Armut ihrer Illusionen die Augen zu öffnen, die fast so billig herzustellen sind, wie die Bühnentoiletten der Frau Odilon. Durch die rücksichtslose Preisangabe für diese und durch das Preisgeben der uninteressantesten Geheimnisse hat sich die Verfasserin in einem Teil der Presse das Lob »Rousseau'schen Wahrheitsmutes« zugezogen. Gefährlicher ist eine Kritik, die Frau Odilon jahrelang als dämonisches Weib anerkannt hat und jetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, weil sich der Zauber als eine sublimierte Mischung aus den Interessen eines Reporters und den Berechnungen eines Theateragenten herausstellt. Daß Charlotte von Stein nach der Schätzung beedeter literarhistorischer Sachverständiger keine Wertsä-

che war, wird an ihrem Liebhaberwert für die Subjektivität eines Goethe nichts ändern; man wird höchstens in der Überzeugung bestärkt werden, daß die Literaturforschung keine Wertsache ist. Aber die Objektivierung der Frau Odilon ist durch ihren Willensakt herbeigeführt worden, sie hat sich selbst enthüllt, sie hat geschrieben. Die schmerzliche Enttäuschung der Wiener Kulturforscher ist so töricht wie die Überlegenheit der deutschen Literaturhistoriker.

Freilich muß es ihrer Vorstellung von einem Mondänentum arg zusetzen, wenn sie Frau Odilon erzählen hören, wie sie in ihrer Jugend »ein paar Dachteln« bekommen habe, wie ihr dann »das Herz pumperte«, als sie zum erstenmal auf den Presseball ging; wenn sie hören, wie sie sich ein »armes Wasserl« nennt, »gut is' gangen« ruft, ein Erlebnis »bis zum I—Tüpfel, durchmacht«, »pumperlgesund« nach Hause kommt, von ihrem »Hirnkastel« spricht, von einem Autor, »dem es das Beischel umdreht«, von dem »kraupernten Haar« Lenbachs, von dem »Gerstl«, das ihrem Mann ausgeht, von den »Spompanadeln«, die sie, und von den »Mafökchen«, die er auf Reisen macht, von dem »Riesenschinakel«, auf dem sie nach Amerika fährt, von den »Fressalien« an Bord, einige mal vom »Speiben«, und nur zur Abwechslung davon, daß sie einmal »ganz betropetzt« war und daß ein Kollege, als er von der »Benehmtheit« einer Kollegin hörte, die Bemerkung machte: »Ae solchene wären Sie?« Sonst aber durchaus eine sprachliche Melange aus Grinzing und Hoppegarten, ein Jargon, der zugleich harb und »muschlig kuschlig« ist und neben dem Ruf »Kruzifix noch einmal!« nur die Beteuerung vermissen läßt: »Ich denk mich laust der Affe!« ... Mir könnten solche Äußerungen das Bild einer Göttin nicht alterieren. Das Vorbild der Iphigenie bevorzugte — Dank sei einem Professor für die Enthüllung — das Wort »Dreck«, und jene andere Charlotte, die das vollendetste Nachbild der Iphigenie geschaffen hat, die große Wolter, befließ sich in Umgang und Briefen des rüdesten Jargons. Sie wären freilich nicht imstande gewesen, Bücher daraus zu machen. Die Ausdrucksweise der Salondame mag ein lesendes Parterre enttäuschen; in die Linie ihres Wesens fügt sich mir der geistige Stil. Daß ihre Erinnerung an einen berühmten Kollegen sich darauf beschränkt, daß er einmal plötzlich von der Szene verschwunden sei, und in dem Satze gipfelt: »Des Rätsels einfachste Lösung hätte die verschwiegene Toilettefrau geben können«, wäre schließlich noch ein naturalistischer Zug, der zwar dem mondänen Ruf einer Bühnenkünstlerin abträglich ist, aber sonst von einem erfreulichen Humor zeugt; — wozu schriebe man denn Memoiren, wenn sie nicht auch diese letzten Geheimnisse der Zeitgenossen ergründen dürften? Und daß sie selbst auf dem Amerikadampfer »gleich nach der Suppe unter den Klängen eines Strauß'schen Walzers aus dem Saal tänzeln mußte und unter noch ganz anderen Klängen dann in die Kabine walzte«, wäre auch noch harmlos, wenn solche Erinnerung nicht den penetranten Verdacht weckte, sie stehe in den Memoiren eines reisenden Männergesangsvereins. Aber die geistigen Übelkeiten, die uns — wenigstens in der ersten Hälfte des Buches — aufgetischt werden, sind in Wahrheit das, was eine beliebte Schauspielerin zu einer der unsympathischsten Erscheinungen der deutschen Literatur gemacht hat. Die Grundgesinnung, die alle andern mit Druckerschwärze beschmieren möchte, weil man selbst der Schminke entsagen muß, in Ehren! Daß Frau Odilon Kolleginnen auch dort kompromittiert, wo sie nichts davon hat, daß sie Jugendfreunde verhöhnt, weil sie ihr aus Eifersucht eine ruhmlose Laufbahn prophezeiten, Schneider durch üble Nachrede schädigt, Gatten des Diebstahls verdächtigt — Verbitterung mag die Arroganz solchen Schaugerichts über eine private Welt erklären. Aber daß sie sich dazu versteigt, uns die Hämorrhoiden eines

Gemahls vorzusetzen und ähnliche Misere der Ehe, die sie schließlich der goldenen Ader eines Millionärs geneigt machten, das ist mehr, als das Mitleid selbst gestatten kann. Widerlich auch die Art, wie sich die Lebensroutine einer Liebhaberin als die Ahnungslosigkeit einer Naiv—Sentimentalen verummmt. Frau Odilon ist in ein neues Fach übergegangen. Zerknirscht nennt sie es einen »Fehltritt«, als sie einen Rennstallbesitzer mit einem Trainer betrog, und bezeichnet sich hierbei als ein Opfer des bösen »Galeotto«, der's nun einmal wahr haben wollte. Von der ersten Zusammenkunft mit dem Finanzbaron »träumt sie mit geschlossenen Augen«. Nachträglich! »Wie ich unter einem Vorwand in sein Palais gekommen war. Wie wir von gleichgültigen Dingen gesprochen, wie aber die Augen die Herzen nicht Lügen strafen konnten ... Und wie es schließlich geschah ... Damals hätte ich es in alle Welt hinausjubeln wollen ... « So romantisch ist das Leben, und es gehört Rousseau'scher Wahrheitsmut dazu, es auch so darzustellen. Und ein unerbittliches Ethos ist notwendig, damit eine Frau in glaubhafter Weise »Unpünktlichkeit« als jene männliche Untugend schildere, die ihr die Ehe vergällt habe, und damit eine Schauspielerin, die sich fortwährend über eine Rejane, eine Sandrock, eine Sorma zu stellen vermißt, der größten Persönlichkeit des österreichischen Theaters »Eitelkeit« vorwerfen könne. Wenn es aber die Dekoration ihrer Erlebnisse gilt, ist solch eine interessante Frau einer Sinnigkeit und Kitschigkeit fähig, die man ihr gar nicht zutrauen sollte. Zur Erinnerung an ihre erste Kollegenliebe zitiert sie schlicht das tiefe Wort aus dem Zigeunerbaron: »Wer uns getraut? Sag an — sag du!« Als sie einmal in Ems dem alten Kaiser Wilhelm begegnete, sprach er zu ihr: »Sie werden mich doch nicht für so unhöflich halten, daß ich einer Dame vorangehe? Also, darf ich bitten?« Sie aber ging, »gerührt von dieser auf der Welt einzig dastehenden Liebenswürdigkeit, stumm ihres Weges«. Und um nicht immer wieder die Folgen einer stürmischen Amerikafahrt beschreiben zu müssen, deutet sie einmal mit diskretem Humor an: »Er zählt die Häupter seiner Lieben — Statt hundert waren's sieben«. Interessante Frauen haben vor den Frauen voraus, daß sie denken können, was die uninteressanten Männer schon gedacht haben. Sie können also Zeitungsklisches denken. Sie freuen sich nicht etwa über die Blumen, die ihnen bei einem Wiederauftreten gereicht wurden, sondern sie konstatieren, daß ihre Garderobe »in einen Blumenhain verwandelt« war. So eine feiert nicht Weihnachten, sondern sie sagt: »Wieder steuerten wir auf das schöne Weihnachtsfest los, an dem sich Alt und Jung, Groß und Klein so recht vom Herzen freuen sollen«. Freilich rutscht ihr gleich darauf der Satz heraus: »Das dachte sicher auch der Herr v. Gomperz, als er mir seine Geschenke überbrachte«. (Gomperz ist der Name eines Lichtgottes, der Frau Odilon durch alle Fährnisse dieser Welt von Schwarzalben geleitet.) Sie geht nach Paris, also »nach diesem reizenden, schändlichen Seinebabel«. Sie geht nach Venedig, also »nach dieser allerliebsten Bijoustadt«. Aber wenn es auch viele herrliche Städte gibt, »'s gibt nur a Kaiserstadt,'s gibt nur a Wien!«. Da sich immerhin auch anderswo leben läßt, so bieten uns die Memoiren der Odilon eine Fülle ethnographischer Aufschlüsse. Zum Beispiel: »Geht man durch die Straßen Roms spazieren, sieht man alte Bilder, alte Gobelins, alte Spitzen, altes Gold, altes Silber, alte Bauten. Alles ist alt, und je älter das ist, desto mehr wird dafür bezahlt. Eine einzige Ausnahme macht der Mensch — da ist es gerade umgekehrt.« Anders New—York. Frau Odilon beschloß, »das Land der Yankees« zu besuchen. »Ein Gastspiel in einem mir ganz unbekanntem Weltteil!« Da ist natürlich das Lampenfieber noch viel größer. Aber es steht dafür. Die amerikanischen Eisenbahnen zum Beispiel: »Bei allem Komfort wird deshalb der Bequemlichkeit nicht vergessen«. Sehr anschaulich tritt uns das Bild

der Metropole entgegen: »Was Beleuchtung anbelangt, so steht New—York einzig da und Paris und London können sich mit ihm nicht messen. Amerika ist das Land der Reklame ... Die Beleuchtung in den Dienst der Reklame gestellt, das war's, was mir sofort in die Augen fiel. An jeder Straßenecke usw.« Die Verpflegung: »So gefressen — pardon — gegessen hatte ich noch nie zuvor«. Im Theater gibts das »Weiße Rössl« und »der Giesecke« hält eine Ansprache an Frau Odilon, die aus der Loge antwortet. New—York hat ferner die Wolkenkratzer, man besucht das größte Warenhaus zum Wannemaker, ein Kleid um 600 Dollars ist eine »Mezije«, und seit der Entdeckung Amerikas durch Conried ist kein Gast so gefeiert worden, wie Frau Odilon ... Aber hat nicht auch Mitterwurzer in New—York gastiert? Gewiß, aber er, war — unpünktlich. Er kam vor dem Termin und die Folgen: leere Häuser und kein Erfolg. Wie sie doch die Männer kennt! Dieser Mitterwurzer war »ein Ideal mensch, aber fürs Geschäft ganz und gar nicht« ... Im New—Yorker Chinesenviertel jedoch bemerkt Frau Odilon »Damen«, die sie in Führungszeichen setzen muß; denn es sind solche, die mit den Chinesenonkeln Champagner trinken und ihnen »noch dazu das nötige Kleingeld ablotsen«. Tout comme chez nous, ruft sie, die Chinesen sterben nicht aus!

Aber diese Mädchen leben für die Freude und wenn die Freude auch nur kurz währt, so schreiben sie wenigstens hinterdrein keine Memoiren. Und keine würde behaglich schildern, wie sie die Psychiater herbeigewinkt hat, um Einen, der sie liebte ins Irrenhaus zu liefern. Die Stelle des Buches »In schmerzlicher Erwartung saßen wir nun bei Svetlin, doch Stunde um Stunde verrann, ohne daß Girardi kam«, diese Stelle ist der dunkelste Fleck in einem Privatleben, bei dessen Enthüllung Frau Odilon noch schonungsloser vorging als beim Verrat fremder Geheimnisse. Sie, die kein Hehl daraus macht, daß sie selbst einmal den Schwachsinn der Irrenärzte für ihre Zwecke mißbrauchen wollte, macht es einem schwer, auf ihre Hilferufe herbeizueilen, da heute an ihrer geistigen Freiheit die psychiatrischen Fanghunde zerren. Und ich möchte es so gern! Der Glanz der Frau Odilon muß mich nicht geblendet haben, damit ich ihrem Elend beistünde, und so gern möchte ich die häßliche Hälfte des Buches vergessen, um der andern Teilnahme zu schenken. Denn diese Abrechnung mit der österreichischen Gerechtigkeit, deren erhabenes Justament auf alles menschliche Fühlen tritt, ist gut! Was die Frau hier sagt, ist gut gesagt; also muß sie mit jedem Wort recht haben. Hier ist die Reporterin erledigt, hier schreibt ein Weib, was selbst ein Weib schreiben darf. Hier wird nicht geklatscht, sondern geklagt, und auch ein Weib darf schreien, wenn ihr ein Büttel an die Gurgel fährt. Hätte sie nicht die unerträgliche Sensation ihrer Vorlebensstudie auf dem Gewissen, achtungsvollstes Erbarmen wäre diesem durch alle Instanzen des Heilbetruges und Rechtsverschubs gehetzten Jammer sicher. Aber dieses Kapitel ist für sich so stark, daß man der Armen die Hilfe gegen die Zudringlichkeit nicht versagen darf, mit der die österreichische Amtswelt ihre Fürsorge an ihr erprobt. Wenn der zehnte Teil dessen wahr ist, was Frau Odilon hier erzählt — die Wahrheit dessen, was sie aus dem Privatleben ihrer Nächsten holt, vermehrt ihre Schuld —, dann ist diese kompakte Sozietät von Amtshintern wirklich wert, daß sie bei wiederkehrender Gelegenheit die serbischen Wanzen fressen. Eine Justiz, die den Wauwau spielt, und »Bitte sehr, bitte gleich!« sagt, wenn eine einflußreiche Person sich für das Opfer verwendet, eine Kommission von Richtern, Psychiatern und sonstigen Funktionären von malerischem Ansehen, die sich im Vorzimmer der Frau Schratt versammelt und sofort in die alte Tonart zurückfällt, wenn die Gönnerin aus irgendeinem Grund die Hand von dem Schützling zieht — wie weit halten wir? Wie weit wird sich dieses Komplott von altge-

dienter Roheit und unverwüstlicher Streberei noch gegen die feineren Lebensformen vorwagen? Wenn es wahr ist, daß ein Gerichtspsychiater der Frau, der er die Zärtlichkeit ihres Verlobten als eine Absicht auf ihr Geld plausibel machen wollte — denn um die Behütung des Geldes handelt es sich in dieser Staatsaktion —, daß er ihr ins Gesicht die Worte gesprochen hat: »Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich besinnen können, daß wir Männer einen gewissen körperlichen Widerwillen gegen Gelähmte haben!«, wenn wirklich ein Arzt das gesagt hat, so verdient er, daß ein gefühlvoller Polizeihund ihn zerbeiße. Wenn es aber wahr ist, daß man Frau Odilon die Herausgabe des Schmuckes verweigern wollte, den sie in ihrer erfolgreichsten Rolle trug und mit dem sie sich jetzt für das Foyer ihres Theaters porträtieren lassen sollte, dann staunt man wirklich, daß im mechanischen Betrieb der Borniertheit noch so viel Spielraum für eine erfinderische Tücke bleibt. Warum so viel Aktenpapier beschmiert wird, um einen Skandal zu verlängern, der ohnedies schon zum jüngsten Kuratelgericht aufstinkt, versteht kein Mensch. Wie sich diese kranke Frau durch Europa schleppt, um von den Enttäuschungen der Medizin in die Verzweiflungen einer Wunderkur zu fallen, ist gräßlich. Müssen zu der spekulativen Anwendung der Unwissenschaft und des Glaubens noch jene Segnungen der Jurisprudenz treten, die auch ein gesunder Körper nicht verträgt? In der Judengasse der europäischen Zivilisation stehen, zwischen Purkersdorf und Lourdes, vor Sanatorien und Grotten, die Händler der hygienischen Hoffnung und fangen den Kunden in ihren Laden, aus dem sie ihn gelähmt entlassen. Muß dieses Straßenbild durch Richter, Kuratoren und Gutachter ergänzt werden? Ein Gerichtspsychiater fragt mehr, als hundert Weise beantworten können, und wenn eine Schwachsinnige nicht über die ungarische Ehegesetzgebung Bescheid weiß, so bleibt sie dem Kuratelverhängnis ausgeliefert. »Als Schauspielerin lebte ich mein Leben«, ruft sie, »und kümmerte mich nie um Gesetze, Beamte, Psychiater und Kuratoren. Aber auf einmal falle ich in diese Sauce. Wie ich gesund war, ließ man mich nach meiner Fassung selig werden, und jetzt, in meinen kranken Tagen, soll ich eine Gelehrte und gescheiter sein als die Richter, Advokaten und Ärzte!« Eine Frau, die das sagt, kann es schließlich noch mit einem Dutzend von dieser Sorte aufnehmen. Das Drängen, sich endlich zum Schwachsinn zu bekennen, entstammt der echt österreichischen Überzeugung, daß man sich hierzulande alles »richten« kann und daß bei einigem guten Willen eines Mündels die Gerichte vor »Scherereien« bewahrt bleiben. Wir aber wünschen den Skandal nicht mehr! Da Frau Odilon nicht will, verschone man sie. Wem sie ihr Geld schenken mag, ist schließlich ihre Sache. Wer immer es bekommt, dem hat sie's lieber gegeben als dem unbekanntem Erben, dem es der österreichische Staat reserviert. Der Vorwurf der Gewinnsucht, den sie gegen ihren Kurator erhebt, mag ungerecht sein. Aber es ist mindestens Zeit, daß er abtrete, sobald ein anderer Anwalt erklärt, daß er die Sache gratis macht. Wenn ein Kurator seine Schutzbefohlene nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen kann, so muß er abtreten, wenn sie ihn beleidigt. Er darf als Kurator das Wort nicht hinnehmen: »Meine eigenen Möbelstücke läßt man verstauben, und außer meinem Kurator sind's nur noch die Motten und Schaben, die aus meiner Kuratel Vorteil ziehen.« Und ein Kuratelgericht hat eine Schwachsinnige laufen zu lassen, der das treffende Wort gelang: »Wenn eine Künstlerin nicht mehr spielen kann, kommt sie mir wie ein Fisch vor, der aus dem Meer in ein Lavoir Wasser geworfen wird. Mein Leben war die Bühne, und von den Brettern sagt man, daß sie die Welt bedeuten; aber schmeißen Sie einmal den Pochmann aus seinem Lavoir ins Meer, passen Sie auf, wie er ertrinkt!« Jedenfalls aus dem Lavoir mit ihm! Es ist genug! Schon spüre ich, daß sich hinter dieser

zärtlichen Sorge für ein Kapital etwas von der alten Ranküne gegen eine Lebensführung verbirgt, die dieses Kapital erwerben half, und das könnte der Ranküne übel bekommen!

Nur dieses Land, das seine Skandale auch kalt genießen kann und wenn sie zur Rubrik erstarren, erträgt durch Jahre den lächerlichen Anblick, wie Diafoirus, Harpagon und Tartüffe sich zum Wohltun vereinigen. Frau Odilon empfindet es als Plage; aber sie kann auf den Schutz einer Öffentlichkeit nicht rechnen, die ihren Lieblingen kein Privatleben gönnt und sie wenigstens dauernd in der Gerichtssaalrubrik sehen will, wenn sie sie schon in der Theaterrubrik nicht mehr findet. Diese Teilnahme begleitet Frau Odilon durch die unwürdige Sensation ihrer Enthüllungen und verläßt sie in ihrem ehrlichen Kampf. Die Verfasserin der Memoiren hat nichts von der Gerechtigkeit und alles von der Heuchelei zu erwarten, und die sittliche Rolle, die sie sich gegenüber ihrer Vergangenheit zurechtlegt, mag selbst ihren Wächtern wohlgefällig sein. Die Bewußtheit, die dem Leben und der Kunst dieser Frau wie ein Talisman eignet, hat sie aus der Wildnis sinnlicher Gewalten in die Region zivili-sierter Lustbarkeit geleitet; aber sie bewahrt sie auch vor dem Verdacht des Schwachsinn. Möge sie sie jetzt der Pflicht inne werden lassen, ihre geistige Freiheit ohne Haß gegen jene zu erkämpfen, die an ihrer Entmündigung unschuldig sind, und ohne eine sittliche Verteidigung ihrer Vergangenheit. Das schafft eine klare Situation, man stellt sich zwischen eine Frau und ein Dutzend Büttel, und es wäre zu schön, wenn dann von den Erlebnissen, die sie selbst verraten hat, ein einziges auch nur ein einziger ihr vorzuwerfen wagte!

Karl Kraus



Beim Tode Matkowskys ¹

Nun wird es dunkler sein.
Welch eine Flamme fiel!

— — — — —
War unser Tag nur Schein?
Das Wesen war sein Spiel.

Entband sein Lächeln nicht
mit glücklicher Gebärde
verhaltne Sonnenlicht
aus dieser harten Erde?

Entschüttelte sein Zorn
die alte Riesenglut,
die treibend unterm Korn
der Menschenäcker ruht?

Trug er in unser Spiel
nicht jede Welt hinein?

1 Verse von Julius Bab, die in der 'Schaubühne' stehen.

Welch eine Flamme fiel!
Nun wird es dunkler sein.

* * *

Die Verteilung der Macht

Die Quelle aller Menschenmacht ist nicht, wie die Speichellecker der Masse behaupten, das Volk, sondern der Glaube des geistigen Menschen an sich selbst. Die sogenannte Macht der Menge ist, wenn sie nicht vom Geist gelenkt wird, lediglich eine zerstörende Elementargewalt. Sie hat immer einen gemeinen Notstand zur Voraussetzung, durch den sie erst geschaffen und in Bewegung gesetzt wird. Die Macht der Menge ist imstande, das Joch unvernünftiger Tyrannei abzuschütteln oder, von Mangel getrieben, schlecht behüteten Besitz an sich zu reißen. Sie ist immer nur Auflehnung oder Beraubung und weiß die erlangte Freiheit und den erlangten Besitz weder zu nützen noch zu halten. Die Menge kann nicht aus und für sich bestehen, sie sinkt unweigerlich stets wieder in die Knechtschaft zurück und für ihre Macht zeugen immer bloß Spuren der Verwüstung. Die materiellen Kräfte können nur unter der Führung des Geistes schöpferisch wirken, und jener Augenblick, als die Erkenntnis der Möglichkeit geistiger Macht wie ein Blitz die Seele des Menschen durchstrahlte und entzündete, war der höchstgemute und folgenreichste aller irdischen Augenblicke und die wahre Geburtsstunde der Menschheit. Der Menschheit und Gottes. Denn so leuchtend und erhaben erschien dem Menschen das Attribut geistiger Machtwirksamkeit, daß er lange nicht wagte, dies Ungeheure sich selbst beizulegen. Er stellte es außer sich, hob es in Sternenferne empor und wurde selbst ein Beispiel der Unterwerfung unter den Geist. Im Namen Gottes regierte zuerst der Geist des Menschen auf Erden.

Die ursprünglichste Form geistiger Herrschergewalt war das Priesterkönigtum. Und die Gottesidee war zugleich der feste Anker hohepriesterlicher Autorität und die befreiende Schwinge des geistigen Machtwillens. Je sicherer der Priester seines Ansehens und seiner Heiligkeit beim Volke wurde, desto gewisser wurde er auch des eigenen Glaubens an seinen Beruf, Hirt zu sein über die Menschenherde. Dies nämlich ist der tiefste Glaube, der erst zum wahren Priester macht. Das innerste Geheimnis des Hohenpriestertums ist dies eine: daß der Glaube an Gott für den befreiten Geist nur der königliche Mantel ist, in den der Glaube an seinen Herrscherberuf sich hüllt. Der moderne demokratische Stumpfsinn freilich vermag in dieser kühnsten Konzeption geistigen Herrscherwillens, im Priester des esoterischen Wissens, nur den »betrügerischen Pfaffen« zu sehen.

Um aber solche Macht dauernd und ungeschmälert zu erhalten, ist rastlose Wachsamkeit und stete Willenserneuerung der geistigen Gewalthaber vonnöten. Jedwede Erschlaffung ihrer innern Energie bedeutet unerbittlich auch den Verfall ihrer Macht durch das Schwergewicht der dann sogleich und automatisch wirksam werdenden materiellen Kräfte. Sobald diese Kräfte nicht mehr planvoll bewegt werden, wenden sie sich planlos gegen ihre Bewegten. Der geistige Herrscher wird also von seinem besonderen Selbsterhaltungstrieb auf ein hartes und asketisches Leben hingewiesen, asketisch im amorali-schen, spartanischen Sinne, auf ein Leben gesunder Abhärtung, stolzer Selbstzucht und geistiger Freiheit. Niemals darf der Herrschende der Knecht von Leidenschaften und Bedürfnissen sein.

Neben dem herrschenden Priestertum entstand, als Vollstrecker seines Willens und Beschützer des Volkes vor äußeren Gefahren, eine Kaste, die durch den nahen Anblick der Macht und mehr vielleicht noch durch die impetuosen Instinkte, die ihr erblich innewohnten und durch ihren Beruf noch verschärft wurden, allmählich selbst nach der Macht lüstern wurde: die Kriegerkaste oder das kriegerische Königtum. Die Zunahme kriegerischer Unternehmungen — durch Bedrohung von außen, Auflehnung im innern, Expansionsbedürfnis, Bedürfnis nach Sklaven usw. hervorgerufen — stärkte diese sekundäre, ursprünglich nur als Exekutive gedachte Machtquelle auf Kosten der priesterlichen Macht. Und obgleich das militärische Königtum noch lange Zeit hindurch dem Hohenpriestertum untergeordnet blieb, war in kriegerischen Perioden dennoch die allmähliche Verwandlung des theokratischen Staates in einen militärisch—aristokratischen unvermeidlich. Der Kampf um die Macht zwischen Priestertum und Rittertum bildet den Hauptinhalt der sogenannten Weltgeschichte bis in die neuere Zeit. Im Mittelalter erscheinen diese beiden Machtfaktoren in zwei große, alles absorbierende Verbände zusammengefaßt: in den weltlichen Staat und in die Kirche. In Kaiser und Papst bekriegten sich der homo bellicosus und der homo contemplativus. Daß es auch kontemplative Kaiser und kriegerische Päpste gab, ändert nichts an ihrer repräsentativen Idee. Die rechte Waffe des Papstes war der Glaube an die Macht des Geistes, die rechte Waffe des Kaisers war das Schwert. Und gelegentliche Verbündungen der beiden Parteien oder einzelner ihrer Teile und gelegentliche längere Waffenstillstände beeinträchtigen kaum das grandiose Bild eines jahrhundertelangen, mit beispielloser Zähigkeit geführten Kampfes um die Weltherrschaft. Aber keiner der Gegner vermochte den anderen endgültig niederzuringen. Der weltliche Staat konnte die wie eine fressende Flechte in ihm eingeknistete Kirche nicht aus seinem Leibe reißen, und die Kirche konnte es nicht verhindern, daß weltliches Gehaben und weltliche Üppigkeit ihr Wesen verfälschten und ihr Ansehen untergruben. Und während diese beiden. Gewalten sich bekämpften und schwächten, wuchs eine dritte Gewalt und wurde stark und stärker.

Das weltliche Königtum hat leibhaftere und kostspieligere Bedürfnisse als das spartanisch—asketische Priestertum. Was von Rittersart ist, liebt ständigen Prunk und unbedenkliche Verschwendung. Der siegreiche Krieger dürstet nach Festen, der Kampf stachelt die Lebenslust und der Krieg verschlingt Güter um Güter. Der Wert des Besitzes steigt in dem Maße, als Werte verwüstet und vergeudet werden. Und je grimmer Staat und Kirche sich befenden, desto mächtiger macht das Kapital sich geltend. Ein dritter Stand, der homo possidens, wächst heran und pocht als werteschaffendes und wertehäufendes Bürgertum auf seinen Anteil an der Macht. Die langsame, aber stetige Entwicklung der kapitalistischen Macht, der Machtzuwachs des Bürgertums auf Kosten der Aristokratie bildet die Geschichte der Neuzeit. Die Macht der Aristokratie wurde durch die Revolution gebrochen. Von ihr ab war der Militärdienst nicht mehr Beruf und Privileg des Adels, sondern allgemeine Volkspflicht. Die Macht des Priestertums wurde durch die Preisgabe der Wissenschaft gebrochen. Die Wissenschaft wurde aus einer Magd der Kirche ein Sprengstoff in den Händen Geistloser. Ein Hilfslehrer der Physik ist heute, wie Karl Kraus mit furchtbarer Ironie sagt, jedem Verkünder Gottes über. Aber Wissenschaft und Wissen sind zweierlei, und der Geist ist wahrhaftig nicht bei den Hilfslehrern der Physik. Es ist für ihn überhaupt kein Raum mehr auf Erden, und was heute Geist heißt, sind nur zerschliffene und zerriebene Reste jenes Geistes, der einmal auf Erden herrschte. Heute herrscht nicht der Geist sondern der Leib. Oder vielmehr: heute herrscht nichts und niemand, sondern

alles und jedes ist beherrscht vom Verlangen nach Besitz und leiblicher Befriedigung. Der Plutokratie kann nur eine Gewalt sich entgegenstellen: die geeinte Masse. Und dieser wird es gelingen, die letzten Unterschiede von Mensch und Mensch auszuwischen und jenen Brei darzustellen, der infolge seiner Homogenität und Dünnpflüssigkeit so gleichmäßig über die ganze Erdkugel zerrinnen wird, daß ein ideales physikalisches Gleichgewicht jede psychische Intervention überflüssig macht ...

Theokratie, Aristokratie, Plutokratie, Demokratie. Herrschaft des Geistes, Gewalt der Kraft, Einfluß des Besitzes, Gewicht der Masse: das ist der sogenannte Gang der Weltgeschichte oder der allmähliche Sieg der Menschenrechte oder der Fortschritt der Entwicklung. Man könnte es aber auch den allmählichen Zerfall der Geistesherrschaft oder das Ersticken des Geistes unter der Last der Pöbelgesinnung nennen.

Karl Hauer

* * *

Österreich—Serbien

Die 'Vossische Zeitung' hat in ihrer Abendausgabe vom 20. März unter dem Titel »Frühere und jetzige Ansichten des Ministers Milowanowitsch« einen Artikel veröffentlicht, der in viele, deutsche und österreichische Blätter übergang und auf telegraphischem Weg sogar in ein Wiener Blatt gelangte. Er lautet:

Es kommt häufig vor, daß Staatsmänner ihre Ansichten wechseln, aber es ist keine alltägliche Tatsache, daß ein aktiver Politiker nach wenigen Jahren genau das Gegenteil von dem sagt, was er früher als seine innerste Herzensmeinung zum besten gab. In dieser Lage befindet sich der gegenwärtige Minister des Äußeren Milowanowitsch. Man kennt ihn als Verfechter schneidiger, gegen Österreich—Ungarn gerichteter Noten, als Politiker, der sich in seiner Rede vom 3. Jänner 1909 auf den Ankläger der stets ländergerigen Donaumonarchie hinausspielte. Wie anders schrieb der Mann, als er noch in Opposition gegen 'König Milan stand, an dessen Sturz arbeitete und sich bemühte, Österreich—Ungarn von der Unterstützung des vorletzten Obrenowitsch abzubringen! Im April 1900 veröffentlichte er in der in Wien erscheinenden, von Karl Kraus geleiteten 'Fackel' einen Artikel ¹, in dem er sich zu der Ansicht bekannte, die erst jüngst wieder von dem ehemaligen serbischen Ministerpräsidenten Wladan Georgiewitsch ausgesprochen wurde, daß es für das serbische Volk am besten wäre, wenn es unter den Fittichen Österreich—Ungarns völlig geeinigt würde. Die Kernsätze des Aufsatzes des Herrn Dr. Milowanowitsch lauten: (Folgt das Zitat.)

Wie sich doch die Zeiten ändern! Ob Milowanowitsch sich als Minister König Peters noch daran erinnert, was ihm im Kampfe gegen Milan Obrenowitsch als Heil seines Vaterlandes vorschwebte? Darin müßte er eine ganz andere Politik befolgen als die des Kampfes gegen die österreichisch—ungarische Monarchie.

Da nun die 'Vossische Zeitung' den Namen des Autors jenes Artikels erfahren hat, der in Nr. 38 der 'Fackel' (Mitte April 1900) unter dem Titel »Goluchowski und Milan« veröffentlicht und damals bloß »von einem Freunde Ös-

1 Heft 38 # 01 »Goluchowski und Milan«

terreichs am serbischen Hofe« gezeichnet war, so liegt kein Grund vor, hier den Namen nicht auszusprechen. Wären die Gründe für die Verschweigung nicht längst obsolet, so geschähe es auch heute nicht. Minister Milowanowitsch war damals unter den Verurteilten des Attentatsprozesses und konnte sich bei Lebzeiten eines Obrenowitsch zur Autorschaft des vortrefflichen und außerordentlich heftigen Aufsatzes nicht bekennen. Sie war aber in politischen Kreisen bekannt. Der Aufsatz sei hier bis zu der Stelle wiedergegeben, da die Charakteristik des Königs Milan beginnt. Die Ereignisse, die seit der Zitierung durch die 'Vossische Zeitung' eingetreten sind, lassen den »Widerspruch«, den schließlich neun Jahre erklären würden, vielleicht doch nicht zu auffällig erscheinen.

Werter Herr,

Ihre Sendung ist glücklich angekommen, trotz den Argusaugen unserer Zensur, und die Lektüre ihrer schönen und mutigen Artikel über die serbischen Angelegenheiten war sowohl für mich als auch für all die Freunde, denen ich die wertvolle 'Fackel'—Kollektion anvertrauen konnte, eine Genugtuung, ein wahrhafter Genuß. — Ich persönlich war von jeher Austrophile und einer der überzeugtesten Mitarbeiter des verstorbenen Pirottschanatz, des Gründers der serbischen Fortschrittspartei. Nach der Ernüchterung und den Enttäuschungen des Berliner Vertrages, nach der Inauguration der neuen Orientpolitik der österreichisch—ungarischen Monarchie, die jetzt mit offenem Visier als Rußlands Rivale in den Balkanstaaten auftrat, hatte sich jene neue politische Partei, die in ihren Reihen die besten Geister Serbiens vereinigte, entschlossen, mit allen Traditionen der Nationalpolitik zu brechen und das intime Einvernehmen, die vollkommene Solidarität der Ansichten und der Interessen Serbiens mit der Habsburger—Monarchie in ihr Programm aufzunehmen. Die Idee Pirottschanatz', für die er seine politischen Freunde zu gewinnen wußte, war, daß es nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages, hinter denen immer das Gespenst von San Stefano auftauchte, ein Anachronismus sein würde, an eine Herstellung der nationalen Einheit gegen den Willen Österreich—Ungarns oder auch nur trotz ihm zu denken, und daß wir in Zukunft vielmehr unsere ganze Hoffnung auf die Habsburger—Monarchie setzen und begreifen müßten, daß unsere nationalen Träume in dieser oder jener Form nur unter ihrer Ägide ihre mehr oder minder vollkommene Verwirklichung finden. könnten. Es dürfte Sie vielleicht überraschen, wenn ich ihnen sage, daß ich — trotz alledem, was sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre abgespielt hat und selbst trotz dem letzten Fehler, der, ungeheuerlicher und unsinniger als alle anderen der österreichischen Orientpolitik, uns zu dem jüngsten Bubenstück des Königs Milan mit all seinen unseligen und verderblichen Konsequenzen verholpen hat — nicht ganz daran verzweifle, daß die Zukunft Pirottschanatz recht geben wird. Und was diese Hoffnung in mir wieder aufleben läßt, das sind die Gerüchte, die bis ins Wartezimmer des Hofes zu Belgrad dringen: daß die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und daß dieser Minister, dessen Unfähigkeit, die Geschicke der Monarchie in so bewegten Zeiten zu leiten, notorisch ist, binnen kurzem von der ungeheueren Last seiner Vergehen erdrückt werden wird. Gebe es Gott, sowohl im Interesse Öster-

reichs als zum Heile unseres unglücklichen Landes, daß diese Gerüchte sich so bald als möglich bestätigen ...

* * *

Der farblose Krieg

Der Apparat des modernen Krieges ist das Werk der seltensten Vollkommenheit. Die Technik des Zerstörens ist der des Schaffens weit vorausgeeilt, die Summe von Geist und Arbeit, die in Organisation und Ausrüstung der Wehrmacht zum Ausdruck kommt, hat kaum ihresgleichen im Bereiche der Kultur. Besäße die Institution keinen praktischen Wert, als vollendetes Produkt menschlichen Verstandes allein müßte man ihr Daseinsberechtigung zusprechen. Gerade diese kunstvollste und befriedigendste Schöpfung des Geistes findet niemanden bereit, sie objektiv zu würdigen, und jedes Urteil, das laut wird, ist von irgend einem Zweckstandpunkt aus gesprochen. Nur hier, wo Furcht und Argwohn dem Geiste keine Ruhepausen gönnten und wo der Haß sein Ansporn war, konnte ein so wundervolles Kompositum von Mensch und Technik entstehen, das alle natürlichen Unzulänglichkeiten der Rasse zielbewußt zu korrigieren scheint. Die Entwicklung der Kriegstechnik gestattet unter anderem einen interessanten Schluß auf die dem Menschen eigene Fähigkeit, zu hassen. Jene Geschöpfe, die dem Haß am fernsten stehen, sind zweifellos dieselben, bei denen sich jeder Keim von Wut und Feindschaft sofort in Klauenhiebe und Bisse umsetzen darf. Tiger und Schlangen sind gewiß die gutartigsten Wesen, deren Inneres nichts von Feindseligkeit weiß. Den Haß kennt vermutlich die Taube am besten. Kruppsche Kanonen und Stahlmantelgeschosse konnten nur von einer hochentwickelten Taubenart erfunden werden.

Bei der Verbesserung aller zum Kampfe dienenden Mittel ist heute nur eine Stelle, die der Fortschritt nicht berührte. Alles, Waffen, Kleidung, Vorschriften, es wurde geändert, ist verstandesmäßiger, zweckdienlicher geworden. Nur eines blieb. Das sind die altehrwürdigen Kriegs- und Schlachtgefühle, die seelischen Monturstücke, die nun einmal zur Ausrüstung des Mannes zu gehören scheinen. Da muß stets eine gewaltige Ration von Begeisterung vorhanden sein, eine ansehnliche Menge von rührenden Gefühlen und schönen Überzeugungen, die alle als unantastbar gelten wollen. Der moderne Krieger schleppt noch immer, den Glauben im Tornister mit, für die bessere Sache zu kämpfen, Haus und Herd, Weib und Kind zu verteidigen, für Symbole aller Art zu streiten. Ja, er trägt so viele Fahnen, daß fast die Gefahr vorhanden ist, er könne das Tragen der Waffen vernachlässigen. Und allgemein herrscht der Aberglaube, daß dieser eiserne Vorrat von Gefühlen eben mitgeführt werden muß, um die Kampfestüchtigkeit zu nähren. Das ist ein Irrtum. Dringend würde sich schon heute eine zeitgemäßere, praktischere Kriegsausrüstung für die Gemüter empfehlen; die noch geltende ist für Säbel und Lanze, für Balliste und Sturmbock komponiert, sie paßt nicht mehr zum Infanteriegewehr und zur Feldkanone M. 5. Was hat die Begeisterung im modernen Kriege zu suchen? Als das Kriegführen noch im Dreinschlagen bestand, da hatte sie ihren Zweck. Begeisterte Hiebe waren stärkere Hiebe, die Begeisterung setzte sich in Arbeit um, war nach Kilogrammmetern zu messen. Sie bedeutete ein Mehr an Kraft für die Armee und zwar einer Kraft, deren Herstellung im Vergleich zu der aus Fleisch und Konserven erheblich billiger war. Aber heute? Soll der Mann mit Begeisterung zielen, mit Begeisterung den Hahn drücken, begeistert jede Deckung benützen? Das wäre durchaus ver-

fehlt und würde die Treffresultate bedeutend vermindern. Und das eben ist die Lehre der Zeit für den bürgerlichen Beruf und für jede erfolgreiche Tätigkeit gewesen: Ruhe, Sachlichkeit, Pflichtgefühl. Kein Rausch, kein Zuviel an Wollen und Versuchen verspricht Erfolg. Die Zeiten des Affektes sind vorüber, und wo immer ernste Arbeit geleistet wird, wird sie nüchtern geleistet. Es ist ein schwerer Fehler, der Kriegarbeit eine Ausnahmstellung zuzuweisen, auf die Errungenschaften von Nüchternheit und Pflichtbewußtsein bei der Erziehung des Soldaten zeitweise zu verzichten und den traditionellen Rauschzustand anzustreben. Auch der Beruf des Krieges erfordert heute jenen ganzen Mann, der seine Gedanken auf ihn und nur auf ihn, nicht aber auf ideale Dinge richtet, mögen diese nun an sich vorhanden und sehr wertvoll sein oder nicht. Das bürgerliche Leben lehrt die Erfüllung von Pflichten. Die großen Leistungen unserer Zeit haben ihren Ursprung fernab von allen Symbolen und aller Begeisterung in der Pflicht. Es ist unsinnig, für den Krieg ein Gedankenreich zu schaffen, wo die Pflichten an zweiter Stelle und aller mögliche, ehrwürdige Hausrat an erster steht. In jener ist der heute lebende Mensch zu Hause, hier hat er gelernt, seinen Mann zu stellen, und er wird ihn im Kriege stellen, wenn er merkt, daß er nicht plötzlich in fremden Regionen lebt, sondern es mit nichts anderem zu tun hat, als mit der alten, wohlbekanntem, nüchternen Pflicht. Soll gerade die Armee für das Zuviel an Nüchternheit in allen andern Lebenskreisen schadlos halten? Überall sonst: Zahlen, hier allein Gefühl. Mit einem Schlage steht der Mann in einer andern Zeit. Die poetische Einkleidung und der ganze Rausch, sie bergen die große Gefahr eines Mißverständnisses in sich, da folgenschwer werden kann. Sie könnten leicht zu der Annahme verleiten, es genüge, Paradegefühle mit sich zu führen, jene andere geistige Montur aber, die sonst im Lebenskampf getragen wird, eben die der Pflicht sei nicht erforderlich für den Krieg. Nichts ist bedenklicher, als dem Soldaten die Situation als fremdartig und ungewöhnlich darzustellen, den Krieg als einen Ausnahmzustand, der neue und unerhörte Anforderungen an ihn stellt. Krieg und Frieden dürfte ihm nicht als Gegensätze erscheinen, denn sie habe das Gemeinsame der Arbeit für ihn. Es ist höchst unnötig, ihn außer mit Musik auch noch mit Hochgefühl marschieren zu lassen, weit wichtiger wäre es, ihm zu Bewußtsein zu bringen, daß der Kampf und die Selbstverteidigung keine Steuer sind, die ihm eine Regierung auferlegte, daß diese Steuer von alters her auf jedem lebenden Wesen lastet und die Form, in der sie heute entrichtet werden kann (Einschränkung auf die körperlich geeigneten Personen und bei diesen auf eine bestimmte Anzahl von Jahren) bereits eine der wertvollsten Errungenschaften des Staates, eine der wichtigsten Entlastungen für seine Angehörigen bedeutet.

Man bemüht sich in der Regel einer Armee Gutes nachzusagen, indem man ihre Gefühle lobt; man vergißt dabei häufig genug ihren eigentlichen Wert: die Arbeitsleistung, die von ihr repräsentiert wird. Jahrzehntelang hat diese Organisation die Arbeitsleistung von Hunderttausenden in sich aufgenommen; und ein Teil von diesen, der an Intelligenz und Arbeitswilligkeit keiner anderen Gesellschaftsklasse nachsteht, hat die Arbeitskraft des ganzen Lebens in ihr niedergelegt. Diese ganze Summe einer ernsten Arbeit der Jahrzehnte ist in der Armee aufgespeichert. Wie kann es dazu kommen, daß man das übersieht und plötzlich anfängt, Rauschzustände gegeneinander abzuwägen und nicht Arbeitswerte? Daß man zum Beispiel die Möglichkeit erörtert, dieser stillen Arbeit könnte durch eine andere, die sich geräuschvoll und fieberhaft in wenigen Monaten vollzieht, an der eine weit geringere Zahl von Menschen beteiligt ist, auch nur annähernd die Wage gehalten werden?

Eine solche kindliche Verkennung von Arbeitswert und Arbeitskraft wird sich diese Zeit nirgends sonst zuschulden kommen lassen, wo ihr die Arbeit in einem minder bunten Gewande entgegentritt. Denn diese Verkennung schließt ein heute beispielloses Unverständnis für Arbeit und ihren Wert in sich. Das eben ist die Folge des Fehlers, daß man den Krieg und alles mit ihm Zusammenhängende gar nicht im Lichte der Gegenwart sieht, sondern in einem mystischen Dunkel vergangener Zeit, und daß man zögernd auch auf ihn die Lehren und das Wissen unserer Zeit zu erstrecken, mit veralteten Maßstäben an seine Beurteilung herangeht. Man mag die Vergangenheit ungern schwinden sehen, mag die bisherige Auffassung des Kriegswesens als letzten Rest schönerer Zeiten bewundern, in denen die Ereignisse mehr Glanz und Farbe hatten. Wer heute den Erfolg will, wird auch die Gesetze dieses Heute studieren müssen. Die Bilderbogen des Krieges haben sich stark verändert, seitdem in Europa die letzten Schlachten geschlagen worden sind, es wäre an der Zeit, auch an den psychologischen Bilderbogen, die noch die alte Malerei tragen, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen.

Otto Soyka



Anakreontisches Liedel

Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.
Wo du Rosen siehst im Garten,
Brich sie, und laß sie nicht warten.
Und im Sommervollmondschein
Laß dein Mädchen nicht allein.
Trinke in der Freundeskette,
Trink mit ihnen um die Wette,
Trinke bis ans Morgenrot,
Trinke bis an deinen Tod.
Diese Regeln sind nicht zierlich,
Aber auch nicht unmanierlich.
Jedenfalls, und das bleibt wahr,
Wer nicht bechert, bleibt ein Narr,
Wer nicht küßt Marie, Susanne,
Heute Bertha, morgen Anne,
Wer die Rosen läßt verwehn,
Eh er ihren Duft genossen,
Mag getrost zur Hölle gehn —
Denn der Himmel bleibt verschlossen
Allen denen, die auf Erden
Unbefriedigt müssen sterben.
Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.

Detlev von Liliencron

* * *

Jugendromane

Daß dem Esel Disteln besser schmecken, als Himmelsschlüssel und Märzenbecher ist von seinem Standpunkt durchaus begreiflich. Und wer sich von eines Grautieres Geschmack die eigene Nahrung ordinieren läßt, ...

Der Yah—Ruf ist eine Kritik, aber er wird immer auch zur Parole. Denn selbst die einsilbigste Dummheit muß noch nachgeahmt werden. In dem Rezensentengeschrei ist letzthin ein ernstliches Widerstreben gegen Primeln und Märzenbecher zum Ausdruck gekommen. Das graue Elend hat sich gegen die Jugend gewehrt, die Kritik hat sich gegen die Jugendromane ausgesprochen. Immer wieder müsse man — Rezensenten sind auch »man« — diese Dichter von der Jugend erzählen hören. In der ganzen Literatur halle es von Kinderstubengeschrei, Knabentorheit und Entwicklungsschmerzen und ein besonders Tiefer meinte, die Schuld daran liege wohl in der mächtigen Bewegung unserer Tage »für das Kind«. Wie viel wichtiger seien doch die Schicksale und Kämpfe des Mannes und was dergleichen Stoßseufzer nach den Disteln mehr waren.

Nichtsdestoweniger erdreistet sich die Kunst, nur die Nahrung zu nehmen, die ihr zusagt. Das ist das naive Problem des »Stoffes« in der Dichtung. Das »Was« ist eine höchst persönliche, geheimnisvolle und selbstverständliche Sache jedes Einzelnen, nur das »Wie« entscheidet über sein Recht und Unrecht. Die siegende Notwendigkeit macht die einzige Moral des künstlerischen Zwanges aus. Es gibt keinen guten oder schlechten Stoff der Poesie an sich. Und vielleicht war es die großartige Instinktgebundenheit der Kunst, die uns zur Einsicht verhalf, daß es auch keine an sich gute oder schlechte Handlung gibt, sondern daß jede erst durch die Persönlichkeit ihr Wertzeichen erhält. Die einzige Unsittlichkeit der Kunst ist das vergebliche Wollen und erst beim fragwürdigen Werke gibt es eine gerechte Frage nach dem Stoffe.

Freilich enthält das Leben selbst, die Quelle und Nahrung und Bedingung jedes Gestaltens, gewisse sich unmittelbar bietende Motive, deren Ergiebigkeit unbedingt nach der schöpfenden Hand verlangt. Vermöge ihrer Sinnfälligkeit und Gegebenheit üben sie den stärksten Reiz, aus ihrer typischen Masse das Besondere, aus ihrer Allgemeinbedeutung das individuelle zu lösen.

Zu diesen ökumenischen Motiven gehören vorzüglich, die Probleme der Lebensalter selbst, die ganz geheimnisvoll mit der Natur der dichterischen Formen verwachsen sind. Schon in der äußerlichen Unterscheidung: Epos und Drama, erkennt man Unterschiede von Lebensstufen selbst. Der jedem Alter innewohnende Rhythmus, das jeweils veränderte Maß von Instinkt und Bewußtheit bedingt diese Ausdrucksformen. Die dialektische Gegensätzlichkeit des Lebens, die dramatische Nötigung zum Austrag entspricht dem Mannesalter. Das unendlich wechselnde Vorüberziehen von Ereignissen und Figuren an den wahllos aufnehmenden, lustvoll geduldigen Sinnen ist der epischen Natur der Jugend gemäß.

Wie selbstverständlich, daß der epische Dichter vor allem die epische Zeit erfaßt. Die Erlebnisse der Jugend, das ungeheuere Anwachsen der Tag um Tag sich steigernden Erscheinungswelt, die Macht und Willkür ihrer Deutung, das Zusammendrängen einer unermeßlichen Erfahrungsreihe in einen knappsten Zeitraum, die allmähliche innere Erleuchtung und Ordnung der Bilder zu Wesenheiten, Gliederungen, Notwendigkeiten, dies alles ist eine so großartige Gegebenheit des Schicksals, daß der Dichter an der Betrachtung der Jugend des Weltgeschehens selber und an der bewußten Nachschöpfung

des Jugenderlebens des Maßes der Realitäten selbst inne wird. Es ist der eigentliche Zauber des Epischen: Alles menschliche Treiben und Getriebenwerden, Tun und Leiden in seinem Neben— und Ineinander wird freudig umfaßt und alles Dunkle, Grauen, Tod und Chaos erscheint als lustvolle Buntheit. Die Konflikte, und führten sie bis zur Vernichtung, erneuen sich in unerschöpflicher Wiedergeburt, die Pein der Erfahrungen hat nur die freudige Folge immer wieder erweckter Anschaulichkeit. Im Epos triumphiert alle Vielstimmigkeit und Unverwüstlichkeit der Existenz. Und dies alles ist Wesen und Vorrecht der Jugend. Ihr allein ist die wunderbare Widerruflichkeit und Wandelbarkeit der Anschauung und Wertung gegönnt, nur von ihrer Schultafel wird jedes bittere Erkennen hurtig ausgelöscht, während der nächste Eindruck eine neue geduldige, reine Fläche findet, sich darauf einzuzeichnen. Das treueste Gedächtnis gehört dem flüchtigsten Gemüte an, welches aus jeder Nahrung Gewinn zieht, aus Träumen Wahrheiten, Hoffnungen aus Enttäuschungen, Erfüllung aus Verzichten, heiliges Ungenügen aus allem Erreichten schöpft. Wenn es Sache des Dichters ist, aus einer kleinen Wirklichkeit eine große, aus einem Tropfen von Erlebnis ein Weltmeer von Inhalt, aus einem gelegentlichen Eindruck eine Ewigkeit von Stimmung, aus einem vereinzelt Samen Korn von Geschehen einen Baumriesen von Schicksal erwachsen zu lassen, so gehört all diese geniale Willkür der Jugend zu, als der einzigen Epoche, wo jeder Mensch, Freiheit, Unbewachtheit und Gesundheit vorausgesetzt, sich schöpferisch, also genial bewährt. So scheint die Jugend allein und unbedingt dem Dichter inmitten der rationalen Dürre, auf die erwachende Frage nach seinem Wert und Sinn die heitere Bejahung zurückzugeben, deren er bedarf. In ihr findet er die geheimnisvolle Rechtfertigung seiner Funktion, seine menschheitliche Billigung. Ist dieses Alter der willkürlichen und selbstherrlichen Wertungen um, so beginnt der törichteste Ernst des Lebens, der das gewaltige Spiel des Schaffens um seiner selbst willen zu nehmen unfähig, fordert statt zu empfangen und mit Nutzbarkeiten und Zwecken durch das Inkommensurable pflügt.

Kein Lebensalter hat einen so weiten Horizont wie die Jugend und keines hat wie sie die Flügel, ihn ganz zu durchmessen. Dichtung und Dichter werden in ihr eins und mit der Sehnsucht nach der Jugend strebt die Seele des Schaffenden gleichsam nach ihrem natürlichen Leibe, nach ihrer wesenhaften Erfüllung zurück.

Nun ist das mit dem Namen »Jahrhundert des Kindes« stigmatisierte Zeitalter freilich auf dem besten Wege, der Jugend ihre Seele, der Dichtung, ihr Paradies zu verleiden. Das kindische Treiben der Erwachsenen droht nachgerade mit einer Sentimentalität, die Rohheit und Dummheit selbst ist, das Kindliche auszurotten, es beleuchtet elektrisch die Märchendämmerung der Kinderstube und nötigt der Phantasie innerer Gesichte seine eigenen Brillen auf, durch welche die Jugend künstlerische Bilderbücher zu würdigen bekommt. Dem geheimnisvollen Ringen der Seele mit den drohenden Gewalten der Sprache und der Wirklichkeit antwortet das idiotische Lallen und Nachäffen der herablassenden Erwachsenenheit, welche den Schritt des Frühlings hygienisch gängelt und die herrlichen Schluchten des Erlebens ebnet. Human sollen die notwendigen Schrecknisse des Heranwachsens vermieden, aus dem Urwald ein ärmlicher Garten zugerodet und eine chinesische Mauer vor die Unendlichkeit der Welt gebaut werden, so daß all die wahrhaften Ungeheuer, denen das Kind allein mit dem gerechten Entsetzen der Intuition gegenübersteht, zu kümmerlichen Popanzen eindorren. Mit— und wehleidig verdirbt die reife Torheit das erhabene Grauen des Erlebens zum Ammenmärchen und ist drauf und dran, aus der Geschichte des menschlichen Daseins den ersten und

letzten Traum zu vertreiben. Die geistige Unzucht des Rationalismus demokratisiert jene letzte sagenhafte Welt der adeligen Kämpfe, Vorrechte und Freiheiten und unterwirft sie der eklen Humanitätsfolter der Bewußtheit, Zweckmäßigkeit und Spitalssterilität. Welch ein Trost, daß es noch Bazillen gibt! Die Bürgschaften der Hygiene breiten das graue Leichentuch der Sekularität über ein kindisches Jahrhundert.

Sicherlich ist es ein Zeichen dieser Zeit, daß die Jugend als epischer Urstoff noch einmal mit solcher Vielstimmigkeit von allen Seiten her aufklingt, wie ein letzter Ruf, eine Frage des Schicksals. Noch einmal wenden die Dichter ihren Blick nach dem Morgenrot. Indessen weiden die Esel im Spitalsgarten und treten die letzten Primeln und Märzenbecher als unnütze Gewächse mit Füßen.

Otto Stoessl

* * *

Tagebuch

Mir träumte neulich, die Völker Europas wahrten ihre heiligsten Güter gegen die schwarzgelbe Gefahr.

*

Sollte man, bangend in der Schlachtordnung des bürgerlichen Lebens, nicht die Gelegenheit ergreifen und in den Krieg desertieren?

*

Es liegt nahe, für ein Vaterland zu sterben, in welchem man nicht leben kann. Aber da würde ich als Patriot den Selbstmord einer Niederlage vorziehen.

*

Bildung ist das, was die meisten empfangen, viele weitergeben und wenige haben.

*

Es kommt nur darauf an, sich zu konzentrieren, dann findet man das Beste. Man kann aus dem Kaffeesatz weissagen, ja man kann sogar im Anblick einer Frau auf Gedanken kommen.

*

Über Zeit und Raum wird so geschrieben, als ob es Dinge wären, die im praktischen Leben noch nie eine Anwendung gefunden haben.

*

Philosophie — ist oft nicht mehr als der Mut, in einen Irrgarten einzutreten. Wer aber dann auch die Eingangspforte vergißt, kann leicht in den Ruf eines selbständigen Denkers kommen.

*

Wer von Berufswegen über die Gründe des Seins nachdenkt, muß nicht einmal so viel zustandebringen, um seine Füße daran zu wärmen. Aber beim Schuhflicken ist schon manch einer den Gründen des Seins nahegekommen.

*

Moral ist die Tendenz, das Bad mit dem Kinde auszuschütten.

*

Daß Hunger und Liebe die Wirtschaft der Welt besorgen, will sie noch immer nicht rückhaltlos zugeben. Denn sie läßt wohl die Köchin das große Wort führen, aber das Freudmädchen nimmt sie bloß als Aushilfsperson ins Haus.

*

Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht.

*

Wenn sich die Sünde vorwagt, wird sie von der Polizei verboten. Wenn sie sich verkriecht, wird ihr ein Erlaubnisschein erteilt.

*

Ich kannte einen Don Juan der Enthaltbarkeit, dessen Leporello nicht einmal imstande war, eine Liste der unnahbaren Weiber zusammenzustellen.

*

Moderne Musik: im weiten Reich der Melodienlosigkeit ist es schwer, als Plagiator erkannt zu werden.

*

Wenn ein Denker mit der Aufstellung eines Ideals beginnt, dann fühlt sich jeder gern getroffen. Ich habe den Untermenschen beschrieben — wer sollte da mitgehen?

*

Ein Gedankenstrich ist zumeist ein Strich durch den Gedanken.

*

Als ich las, wie ein Nachahmer das Original pries, war es mir, als ob eine Qualle an Land gekommen wäre, um sich über den Aufenthalt im Ozean günstig zu äußern.

*

Er hatte so eine Art, sich in den Hintergrund zu drängen, daß es allgemein Ärgernis erregte.

*

Ich stelle mir vor, daß ein unvorsichtiger Konsistorialrat bei der Liebe Pech hat und sich die Masern zuzieht.

*

Als die Wohnungsmieter erfahren hatten, daß die Hausbesitzerin eine Kupplerin sei, wollten sie alle kündigen. Sie blieben aber im Hause, als jene ihnen versicherte, daß sie ihr Geschäft verändert habe und nur mehr Wucher treibe.

*

Der Skeptizismus hat sich vom »Que sais—je?« bis zum »Weiß ich?« entwickelt.

*

Ein modernes Kind lacht den Vater aus, der ihm von Drachen erzählt. Es ist notwendig, daß das Gruseln ein obligater Gegenstand wird; sonst lernen sie es nie.

*

Mit Leuten, die das Wort »effektiv« gebrauchen, verkehre ich grundsätzlich nicht.

*

Es tut mir im Herzen weh, wenn ich sehe, daß der Nutzen des Verrats an mir geringer ist als der Schaden meiner Verbindung.

*

Wenn einer keine Jungfrau bekommen hat, ist er ein gefallener Mann, er ist fürs ganze Leben ruiniert und hat mindestens Anspruch auf Alimente.

*

Schein hat mehr Buchstaben als Sein.

*

Frage deinen Nächsten nur über Dinge, die du selbst besser weißt. Dann könnte sein Rat wertvoll sein.

*

Ein Plagiator sollte den Autor hundertmal abschreiben müssen.

*

Allerorten entflieht man dem Druck des Philisteriums., ich kannte eine, die heimlich vom Theater durchgegangen ist, um nach Hause zu kommen.

*

Die Zerstörung Sodoms war ein Exempel. Man wird durch alle Zeiten vor einem Erdbeben Sünden begehen.

*

Der Teufel ist ein Optimist, wenn er glaubt, daß er die Menschen schlechter machen kann.

*

Es muß einmal in der Welt eine unbefleckte Empfängnis der Wollust gegeben haben!

*

Wer weiß, was bei uns zu Hause vorgeht, wenn niemand im Zimmer ist? Man kann freilich nicht wissen, ob es Geister gibt. Denn sie sind eben in dem Augenblick, wo das Wissen beginnt, auch schon vertrieben.

*

Die Sprache sei die Wünschelrute, die gedankliche Quellen findet.

*

Einer, der immer Aphorismen schreiben könnte und sich in Aufsätzen zersplittern muß!

*

Der Ekel findet mich unerträglich. Aber wir werden erst auseinandergehen, wenn auch ich von ihm genug bekomme.

Karl Kraus



Offener Brief an den Herausgeber der 'Fackel'

Ich habe schon immer das Bedürfnis gefühlt, die tiefe Dankbarkeit, die mich gegen die 'Fackel' beseelt, auch einmal in der Öffentlichkeit auszusprechen. Und ich hätte es schon längst getan, wenn nicht Krankheit und widrige Umstände denen zu Hilfe gekommen wären, die sich heute dazu beglückwünschen, Sie und ihr Werk nunmehr zehn Jahre lang treu und unverbrüchlich totgeschwiegen zu haben.

Freilich mag mancher der Gratulanten seufzen: »Zehn Jahre totgeschwiegen und noch nicht tot!« ... Und es ertönt ein gellendes Schweigen an der vollbesetzten Tafel der Reporter.

Ich aber, Herr Kraus, bitte Sie um Entschuldigung, daß ich, wo jene schon zehn Jahre schweigen, heute zum erstenmal über ihre Sache rede.

Hier in der 'Fackel' sind wir ja, gottlob unter uns. Und manchen, der im Wolfspelz hier hereinkam, haben Sie, da er sich als Schaf entpuppte, wieder hinausgetrieben. Die Luft ist also rein. Wir sind zu Hause, und ich kann meine Gefühle äußern, ohne fürchten zu

müssen, daß ungebetene Gäste mich hören. Und eine Fackel erleuchtet wie immer das Transparent über unserer Türe — in deutlichen Lettern erglänzt die liebe Inschrift: Odi profanum vulgus et arceo ...

Wie ich dieses Haus liebe! Wie von Herzen ich es liebe! Erinnern Sie sich noch, wertgeschätzter Freund, wie ich hier zum erstenmale Zuflucht fand? Es ist eine schwere Erinnerung ...

Damals war es, als das deutsche Volk vor Freude grunzte, weil es mit seinem Rüssel an gräflichen Ehebetten schnuppern durfte. Und diese, schon seit ihrer Gründung pensionsberechtigte Nation von Militäranwärtern, Assistenten und anderen Dienstboten erschauerte in Triumphgefühlen, als endlich ein wirklicher Fürst ins Gefängnis geschleift wurde. Wenn er auch schon halbtot war — es war ein Fürst, ein Fürst. Und der demokratische Pöbel forderte, daß das Gesetz alle gleich gemein behandle ... Dankbar schlugen alle Herzen dem Harden entgegen.

Nie habe ich deutlicher empfunden, daß mir Gott wohl will und daß ich von ihm besonders begnadet bin. Denn gerade zu dieser Zeit, als ich aufschluchzte vor Empörung über einen solchen Anschlag gegen die Freiheit des Privatlebens und erglühte vor Scham, einer Nation anzugehören, die ihn guthieß — gerade damals fand ich die 'Fackel'.

Das bedeutete wahrlich ein tiefes Erlebnis. Und seitdem weiß ich Harden und dem deutschen Volk Dank für die Schande.

Denn ein ungeheurer Ekel und Zorn waren die stoffliche Vorbedingung zu einer so machtvollen Polemik wie die es ist, die Sie, Karl Kraus, gegen Harden geführt haben. In dieser Polemik wurde die Vornehmheit ihrer Gesinnung nur von der edlen Kunst ihrer Sprache übertroffen. In der Tat ist meine Meinung, daß die deutsche Literatur keine polemische Leistung aufzuweisen hat, die an künstlerischem Werte der Ihrigen auch nur gleichkäme. Selbst Schopenhauer hat, um von den welthistorischen Sprachkünstlern zu reden, nicht besser polemisiert. Das Entzücken, mit dem ich damals die 'Fackel' las, war noch größer als meine Wut über die Kulturschmach der Deutschen.

Jemand, den Sie auch kennen und der ihnen während ihrer Harden—Polemik auf eine noble Weise Reverenz erwiesen hat, sagte mit Recht: wenn Sie dergleichen in Frankreich geschrieben hätten, wäre diesen Land der geborenen Sprachkenner in Ekstase geraten.

In dieser Polemik offenbarte sich nur auch deutlich ihre einzigartige Stellung in der Literatur. Die Literatur hat keinen Platz für das, was für den Tag geschrieben wird. Sie haben über den Tag, gegen den Tag geschrieben, niemals für den Tag. Die Aktualität war ihnen nie Selbstzweck; Sie haben über die Aktualität geschrieben, weil sie Ihren moralischen und künstlerischen Ewigkeitswerten auf eine Sie empörende Weise widersprach. Was man für den Tag schreibt, vergeht; auch wenn man dabei — was sehr selten ist — den Stoff in eine gute Form meistert. Was man gegen den Tag schreibt, besteht. Ihre Harden—Polemik, ihre Schrift über den Veith—Prozeß und soviel anderes gehören zur Literatur und haben mit dem Journalismus nichts gemeinsam. Dies für alle, die Sie

etwa verwechseln und ihren Feldzug gegen den Journalismus entwerten möchten.

Und nachdem ich Ihrem Kampf für die Sexualfreiheit während der Prozesse des Harden mit so inniger Freude beigewohnt hatte, habe ich allen Ihren früheren Kämpfen nachgespürt.

Ich habe alle Jahrgänge der 'Fackel' in einem Zuge und mit steigender Dankbarkeit durchgelesen. Man kann nicht sagen, daß mich der aktuelle Anlaß zu Ihren Polemiken dabei gefesselt hätte; denn der lag weit zurück und oft kannte ich ihn gar nicht. Aber was Sie sagten, interessierte mich; denn ich bewunderte, wie Sie es sagten.

Freilich, lieber Freund, müssen Sie mir erlauben, Ihnen nicht nur meine ästhetische Freude auszusprechen, sondern auch meine Sympathie im Sachlichen. Wenigstens in einer Beziehung müssen Sie mir dies erlauben! Ich liebe die Frauen. Und von gestern auf heute hat mir geträumt, daß mich alle die Frauen, denen während der letzten zehn Jahre die Schändlichkeit einer Sexualjustiz in Gericht und Gesellschaft die Ehre abgesprochen hat, mich bitten, Sie in ihrem Namen heute besonders herzlich zu grüßen. Denn Sie allein haben die Ehre dieser armen Opfer verteidigt. Es sind Frauen aus Gefängnissen darunter. Seien Sie, Herr Kraus, ihnen gegenüber nicht ein unerbittlicher Artist, dem die traurigen Erlebnisse dieser Frauen nur Stoff zur künstlerischen Gestaltung waren! Seien Sie menschlich und empfangen Sie ihre Grüße huldvoll! Und nehmen Sie auch meine und die Glückwünsche einer Freundin, die ihnen sagen läßt, daß Sie der ritterlichste Schriftsteller sind, den sie jemals gelesen hat.

Ihr dankbarster Leser

Karl Borromaeus Heinrich

München, Ende März 1909.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**